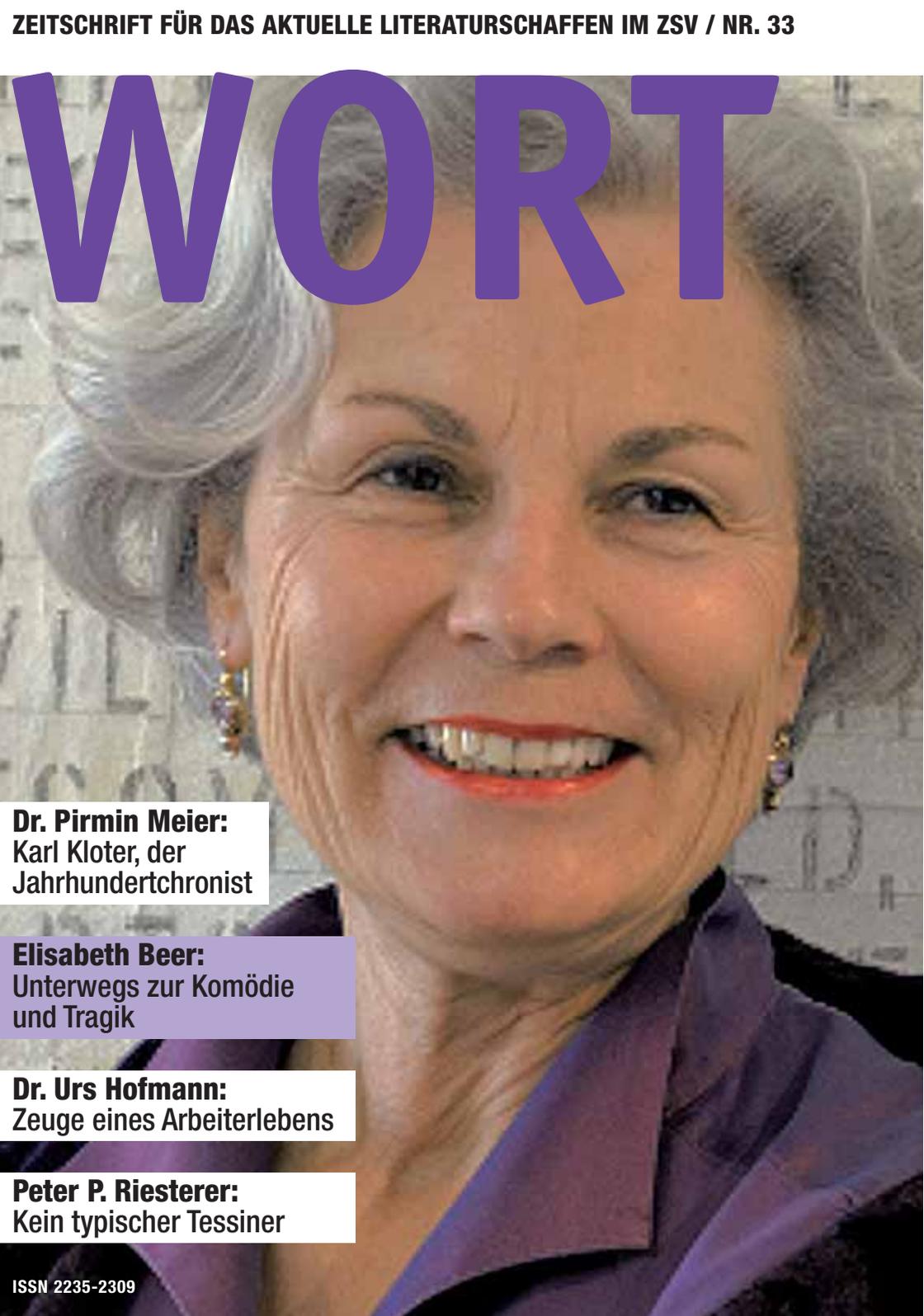


WORT



Dr. Pirmin Meier:
Karl Kloter, der
Jahrhundertchronist

Elisabeth Beer:
Unterwegs zur Komödie
und Tragik

Dr. Urs Hofmann:
Zeuge eines Arbeiterlebens

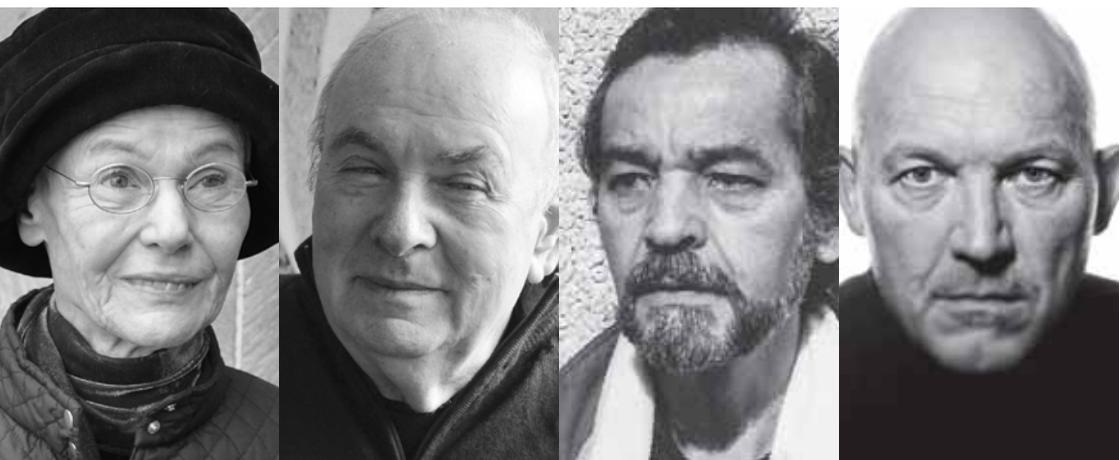
Peter P. Riesterer:
Kein typischer Tessiner

Einladung zur Lesung:

Helena Aeschbacher-Sinecká **Walter Ehrismann**

Einführung: Al'Leu

Mittwoch, 1. Februar 2012, 19.30 Uhr
ZSV-Forum, im Gartensaal
Cramerstrasse 7, 8004 Zürich



Einladung zur Lesung:

Eduard Rosenzopf **Res Perrot**

Einführung: Al'Leu

Mittwoch, 7. März 2012, 19.30 Uhr
ZSV-Forum, im Gartensaal
Cramerstrasse 7, 8004 Zürich



Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser

Mit Freude haben wir die rundherum positiven Reaktionen auf die erste Ausgabe von WORT entgegengenommen. Das Heft war auch erstaunlich schnell vergriffen.

Im ZSV dürfen wir, dank dem unermüdlichen Einsatz von Brigitte Müller, auf ein erfreuliches Jahr zurückblicken. Das neue Jahrbuch „Illusion und Wirklichkeit“ liegt vor: Die Mammutlesung 2011 war eine gut besuchte und sehr anregende Veranstaltung. In Zug hatte Daniel Bamert in der Altstadtthalle seine beeindruckende Retrospektive, und in der Kirche Lengnau wurde vor grossem Publikum an den 100. Geburtstag von Karl Kloter erinnert.

Ein Schwerpunkt in diesem Heft bildet die Würdigung des Arbeiterschriftstellers und langjährigen ZSV-Aktivmitgliedes Karl Kloter. Ich danke Landammann Dr. Urs Hofmann und dem Kulturphilosophen, Bildungshistoriker und Schriftsteller Dr. Pirmin Meier für ihre fundierten Beiträge zu diesem Heft.

Alles Gute für 2012 wünscht Ihnen
Al'Leu

In diesem Heft

Elisabeth Beer: Unterwegs zu Komödie und Tragik	3
Peter P. Riesterer: Präsident des ZSV von 1977 bis 1983	9
Karl Kloter: Zeuge eines Arbeiterlebens	14
Der Jahrhundertchronist Karl Kloter	19
Zwischen Orient und Okzident	34
Visionen aus Eis	37
Fremde Märchenbilder	39
Gefühle und die Strenge der Sprache	41
Der Weg zurück zum normalen Leben	44
Der Vorstand gratuliert	46
Neumitglieder	46
Illusion und Wirklichkeit ZSV Jahrbuch 2011	47

Wort Zeitschrift für das aktuelle Literaturschaffen im ZSV

Herausgeber: Verlag ZSV,

Zürcher Schriftsteller und Schriftstellerinnen Verband

Verband Ostschweizer Autorinnen und Autoren

Blumenfeldstrasse 11, 8046 Zürich, Telefon 044 312 15 52

E-Mail: zsv@bluewin.ch, www.zsv-online.ch

Ausgabe Nr. 33, 2011

ISSN: 2235-2309 © 2011 by Verlag ZSV, Zürich

WORT erscheint 3 x jährlich.

Redaktionsschluss für Nr. 34: 15. Februar 2012

Abonnement Schweiz: CHF. 25.-- Abonnement Europa: CHF. 40.--

Einzelheft: CHF. 7.--

Umschlaggestaltung: Res Perrot, Zürich

Redaktion: Brigitte Müller, Al'Leu, Martina Leu (Fotoarbeiten)

Ständige Mitarbeit: K. Redmann, August G. Holstein, Rolf Dörner

Internetauftritt: Anno Goldschmid, Korrekturen: A. Guido Holstein

Elisabeth Beer: Unterwegs zu Komödie und Tragik

von Al'Leu

Im März 2012 wird in Meilen die achte abendfüllende Dialektkomödie von Elisabeth Beer aufgeführt. Sie zeichnet auch für die Regie verantwortlich. Aber auch als Autorin von zwei Romanen ist Elisabeth Beer bekannt geworden.

Elisabeth Beer wuchs in Meilen auf und wohnt heute in Stäfa. Nach der Ausbildung zur Primarlehrerin bildete sie sich weiter: Ballett-, Schauspiel- und Musikunterricht wurden zum Fundament für ihre künstlerische Entwicklung.

Nach mehreren Jahren im Schuldienst arbeitete sie als Regieassistentin im Zürcher „Theater am Neumarkt“ und im „Gastspieltheater Zürich“. Parallel dazu vertiefte sie in diversen Kursen ihre Schauspiel Ausbildung, ihre Sprechtechnik, aber auch die Ausdrucksmöglichkeiten des Körpers. In Schreibwerkstätten erwarb Elisabeth Beer ihr schriftstellerisches Basiswissen.

1990 gründete das Schulamt Zürich die „Fachstelle für Theaterpädagogik“. Elisabeth Beer war eine der ersten Theaterpädagoginnen, die angestellt wurden. Von da an inszenierte sie mit Zürcher Schulklassen aller Stufen während fünfzehn Jahren zahlreiche Theaterstücke. Die meisten beruhten auf eigenen Texten. Seit zehn Jahren leitet Elisabeth Beer als Regisseurin zwei Liebhaber Bühnen in Meilen und Oetwil am See. Auch hier führt sie meist eigene Texte auf. Inzwischen schrieb sie acht abendfüllende Dialektkomödien.

Das neue Stück von Elisabeth Beer heisst „Namal neu aafange“. Darin haben es drei ältere Damen satt, in der WG ihrer alleinerziehenden und voll berufstätigen Töchter Enkel zu hüten und gründen frei nach dem Motto „mit 70ig e Firma gründe, da muesch Füdli ha“ einen Catering-Service. Die erste Bestellung ist beachtlich und kommt von der FIFA in Zürich. Doch in diesem Grossauftrag sitzt ein dicker Wurm...

Elisabeth Beer arbeitet in ihren Komödien Zeitprobleme auf. Der Humor dient als Transformator für Bewusstmachungsprozesse,



Elisabeth Beer

welche mit sachbezogenen Argumenten viel schwieriger auszulösen wären.

In ihren Romanen setzt sich Elisabeth Beer mit den Schattenseiten des Daseins auseinander. In ihrer Prosa fehlen Pathos und szenische Eingrenzung, zwei typische Eigenschaften des Theaters völ-

Elisabeth Beers Fähigkeit, gattungsspezifisch zu denken und zu schreiben, weisen sie als souveräne Schriftstellerin aus.

lig. Eine Moral des Geschehens entwickelt sie nicht. Die Autorin lässt ihrer Leserschaft genügend Freiraum für individuelle Beurteilung der psychologischen Faktoren

im Romangeschehen. Elisabeth Beers Fähigkeit, gattungsspezifisch zu denken und zu schreiben, weisen sie als souveräne Schriftstellerin aus.

„Im Mantel unterwegs“ ist Elisabeth Beers erster Roman. Er erschien 2006. Inspiriert wurde die Autorin durch einen Obdachlosen in Venedig, der unter der Brücke des Dogenpalastes die Passanten wie ein Hund anbellte. Gekleidet war er in einen alten Mantel, der ihm einen gewissen Schutz und etwas Wärme bot. Doch alles, was zu einem menschenwürdigen Leben gehört, schien diesem Venezianer zu fehlen: Behausung, Arbeit, Gesellschaft, Liebe, Träume und Hoffnung:

„Unter den Arkaden steht eine steinerne Bank. Breit überdacht lehnt sie am Dogenpalast, nach vorne abgeschirmt durch die Flanke des Brückenaufgangs. Der Platz auf der Bank bietet Schutz vor Wind und Regen.

Rocco lebt hier.

Er trägt einen derben Ledermantel, der ihm viel zu gross ist. Der hohe Mantelkragen umzäumt seinen kleinen Kopf. Aus den Ärmelröhren ragen fahle knochige Hände. Sie wandern über das speckige Leder von den ausgeleierte Knopflöchern zu den prall gefüllten Taschen. Eine Hand fährt unter sein Hemd zur Achselhöhle und gleitet über den Nacken hoch zum Schädel. Ein Finger wickelt sich um eines der wenigen Haare. Mit einem Ruck reisst er es aus.

Die wässerigen Augen starren gläsern, nirgends bleibt der Blick. Unvermittelt bellt Rocco. Das scharfe Kläffen bricht aus ihm heraus wie ein Vulkan. Sein Körper bebte in abwehrender Erregung. „Weg! Weg!“

Touristen aus aller Welt drehen sich nach ihm um. Schonungslos begafften sie den Alten in seiner irren Verwahrlosung...“

Das Erlebnis mit dem verwilderten Mann und seinem animalischen Verhalten hat die Schriftstellerin nicht mehr losgelassen. Sie dachte über seine würdelosen Lebensbedingungen nach, rekonstruierte in ihrer Fantasie seinen Weg, der in diese ausweglose Lebenssituation geführt hat, gab ihm den Namen „Rocco“, und machte ihn so zu einem Menschen mit einem nachvollziehbaren Lebensschicksal.

Entriss ihm durch das Beschreiben seiner Tragik der Anonymität der Obdachlosenstatistik, welche zweckrational schlimme Schicksale und zerstörte Lebenskonzepte hinter die Nüchternheit von Zahlen verschwinden lässt.

Elisabeth Beer bevorzugt in ihren Romanen die Erzählposition der präzisen Beobachterin. Ihre Handlungen sind nicht in der Tagesaktualität verankert. Die zeitliche Einbindung des Dargestellten ist immer vorhanden. Sie wirkt jedoch wie ein transparenter Filter, mit dem die politischen und gesellschaftlichen Ereignisse stark zurückgedrängt werden. Das individuelle Geschehen erhält dadurch schärfere Konturen. Dieses Erzählkonzept steigert die Aufmerksamkeit der Leserschaft für die Protagonisten, stärkt jene Kräfte, welche das Romangeschehen formen und die Handlung vorwärts treiben.

2010 erschien von Elisabeth Beer der an Seiten wesentlich umfangreichere Roman „Haus am See“. Im Zentrum seiner Handlung steht eine junge Frau, die vergeblich versucht, die Erbschuld ihres Vaters wieder gut zu machen und dabei beinahe ihr eigenes Leben versäumt.

In diesem Roman erleben wir den schleichenden Zerfall des angesehenen Möbelhauses Gubser. Erzählt wird die Geschichte eines hinterhältigen Erbbetruges, aber auch die von höchst unterschiedlichen Menschen, deren Leben eng mit einer schönen Villa am Zürichsee verbunden ist.

Zentralfigur des Romans ist Emilie Gubser, eine scheinbar farblose junge Frau, in der jedoch ein beträchtliches Potential an Fähigkeiten schlummert. Sie ist in der dritten Generation in diesem Haus am See aufgewachsen:

„Sie erzählte mit glänzenden Augen von ihren Schmetterlingen und schwärmte von der Schönheit der luftigen Segler. Doch keiner der Anwesenden hörte richtig hin. Schmetterlinge waren nicht das bevorzugte Gesprächsthema. Emilie störte sich nicht daran. Seit jeher war sie gewohnt, Nebensache zu sein...“

Emilie muss vieles in ihrer Familie ertragen, gerade wegen ihrer Feingefühligkeit und ihrem ausgeprägten Gerechtigkeitsinn.

Der Roman kreist um diese Frau, ohne sie mittels allwissender Erzählperspektive zu sezieren. Ihr Charakter wird situativ und ereignisbezogen beschrieben.

Sein Personal ist so dargestellt, wie Menschen im Alltag erscheinen. Man erlebt sie von aussen, lernt sie durch ihr Handeln und ihr Wirken besser kennen, oder wird durch ihre Widersprüche zur Korrektur eines beim Lesen bereits entwickelten Bildes gezwungen. Das Risiko der Täuschung und der Unberechenbarkeit ist ein permanent anwesender Gast auf allen Ebenen dieses Romans.

Mit „Haus am See“ legt Elisabeth Beer einen Gesellschaftsroman vor, der durch scharfsinniges Beobachten und soziale Empathie besticht.- Ein Roman, der punktuell mit subtiler Ironie bewusst macht, dass das Leidvolle nur allzuoft dünnwandig neben dem Lächerlichen angesiedelt ist. Das geschieht dort, wo soziale Defizite in die Strömung des Erzählens geraten.

Das Werk entwickelt keine schwarzweissen Rezepte für ein glückliches und geruhames Leben, sondern macht mit sprachlichen Mitteln bewusst, dass unterschiedlichste Lebensvorstellungen die heikle Dramaturgie zwischen Leiden und Habgier formen.

In diesem Sinn geistert etwas Elementares durch die Romanhandlung: Gegenwart ist immer das unmittelbare Ergebnis des Handelns und dessen Reaktion darauf:

„Mit dem Brautpaar war vereinbart worden, dass es am Morgen danach zusammen mit den Familienmitgliedern frühstücken würde, ein ungezwungener Beginn der neuen Bett- und Tischgemeinschaft. Diese Abmachung erwies sich als peinlich. Der Gatte setzte sich mit steinerner Miene an den Tisch und schlürfte unter wiederholtem Schniefen wortlos seinen Kaffee. Seine Gattin liess sich vorerst überhaupt nicht blicken. Als sie endlich mit verheultem Gesicht doch noch erschien, war Gabriel ernüchtert. Nein, diesem gerupften Huhn würde er nicht mehr dienen...“

Elisabeth Beers Gesellschaftsdarstellung „Haus am See“ wandelt sich subtil zum Künstlerroman.

Die literarisch raffiniert entwickelten existentiellen Spannungen zwischen Besitz, Freiheit, Sozialimage, Gerechtigkeit, Lebenskonzept, Sicherheit sowie sozialen Sanktionen machen Elisabeth Beers Roman „Haus am See“ zu einem beeindruckenden Leseerlebnis.

Die Figur des „Parasiten“ taucht in beiden Romanen von Elisabeth Beer auf. Im Venedigbuch „Im Mantel unterwegs“ ist es der ‚Schulkamerad‘ Claudio. Im Erbschaftsroman „Haus am See“ Emiilie Gubers berechnender Ehemann Gabriel.

Solche Figuren nisten sich in einer weitgehend intakten Lebensgemeinschaft ein, ändern sukzessiv deren Regeln, bis die vormals stabilen Lebenskonzepte aus dem Ruder laufen und sich unumkehrbar zu ihren Gunsten entwickeln...

Namal neu anfangen

Text und Regie: Elisabeth Beer

Theatergruppe Bergmeilen
Aufführung im Gasthof Löwen, Jürg Wille-Saal,
Seestr. 595, 8706 Meilen

Premiere:

16. 3. 2012 20.00 Uhr

Aufführungen:

18. 3. 2012 17.00 Uhr

24. 3. 2012 20.00 Uhr

22. 3. 2012 20.00 Uhr

25. 3. 2012 17.00 Uhr

23. 3. 2012 20.00 Uhr

Vorverkauf (ab 20.2. 2012 unter:
www.theatergruppe-bergmeilen.ch



Kinesiologie



Katharina B. Gattiker-Bertschinger

Kinesiologin NYS, Autorin von "Kinesiologie im Alltag, Schule + Beruf" und "Einfach Schrank!"
Krankenkassenanerkannt

Praxis Zollikon:

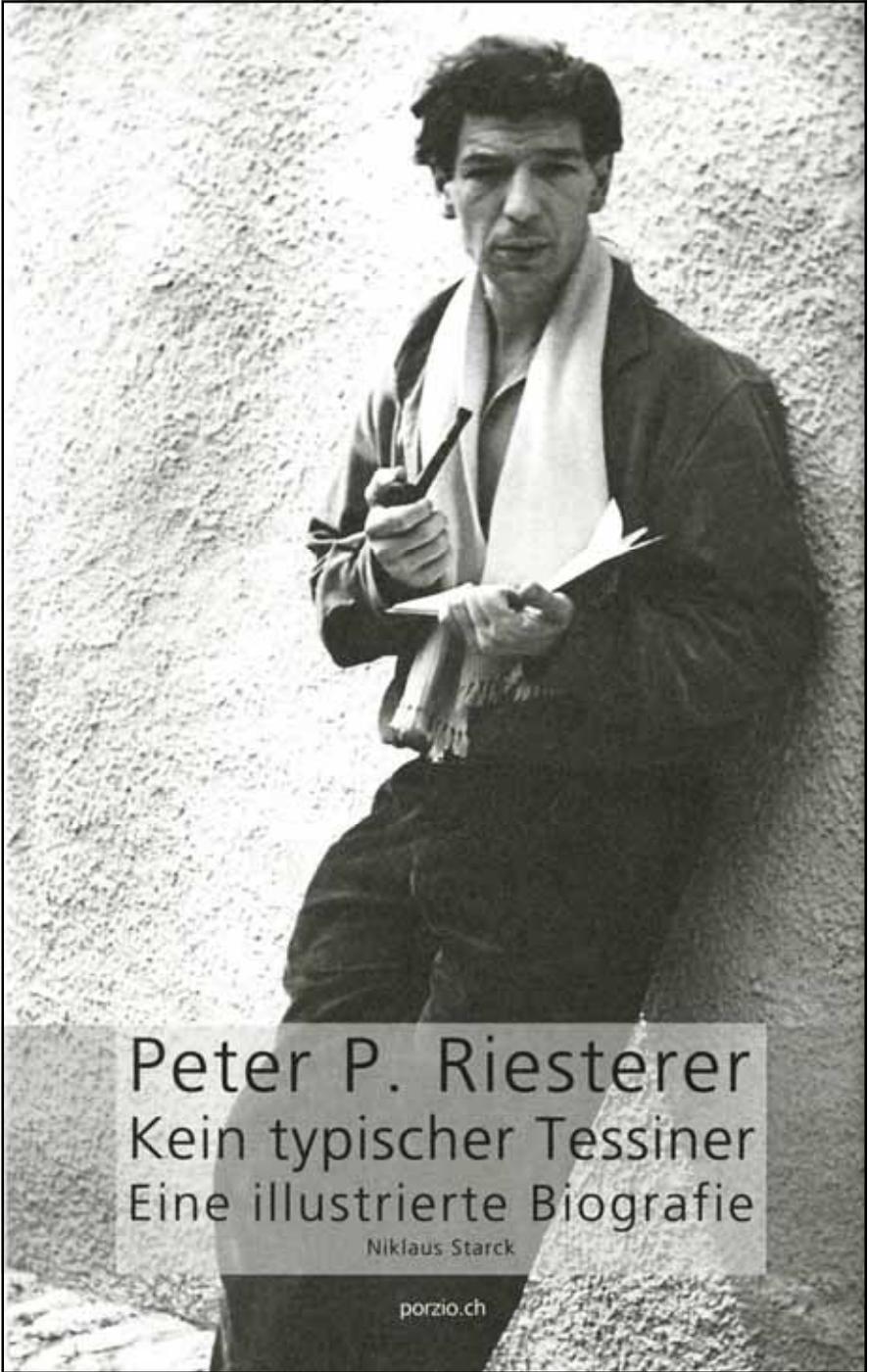
Breitacker 28, 8702 Zollikon
Telefon 044 291 42 00
Mobile 079 744 83 11

email: kgattiker@energeia.ch
www.energeia.ch

Durch den Muskeltest zum Lernerfolg

- Lern- & Potenzialförderung, Prüfungsvorbereitungen
- Emofree (Abbau von Ängsten & unerwünschten Emotionen)
- Leistungssteigerung, Konzentration, Stressabbau
- Gewichts- und Essprobleme
- positive Ziele setzen & einhalten
- Übungsmöglichkeit & Supervision für Kinesiologen in Ausbildung

In 4-6 Sitzungen können – Eigenarbeit vorausgesetzt – sehr schöne Fortschritte erzielt werden.



Peter P. Riesterer
Kein typischer Tessiner
Eine illustrierte Biografie

Niklaus Starck

porzio.ch

Peter P. Riesterer Präsident des ZSV von 1977 bis 1983

von Rolf Dorner

Peter P. Riesterer, 1919-2005, war von 1977 bis 1983 Präsident des ZSV. Als langjähriger Kulturredaktor, u.a. der «Tat» und Autor von über 30 Büchern, hat er sich vor allem im deutschsprachigen Raum und in seinem geliebten Tessin einen Namen als Kulturschaffender gemacht.

Während Peter Riesterers Amtszeit als Präsident des ZSV, von 1977 bis 1983, war ich anfangs Vorstandsmitglied, später, unter ihm, Vizepräsident. Nur wenig hatte ich vorher über ihn gewusst, unter anderem, dass er Kulturredaktor der «Tat» war, von wo mir viele seiner Texte vertraut waren. Jahre vorher hatte mich sein Buch «Von den Pyramiden zu den Küsten des Abendlandes» fasziniert.

Als Vizepräsident lernte ich Peter besser kennen. Wir trafen uns auch privat. Er war eher zurückhaltend, was seine Kontakte und Freundschaften mit Prominenten betraf. Dabei hätte gerade er viel Interessantes aus seinem Leben und Schaffen zu erzählen gehabt! Wenn ich ihn jedoch auf Persönlichkeiten wie Hermann Hesse, dessen Sohn Heiner Hesse, Richard Seewald, Helmut Zacharias, Wladimir Rosenbaum, Erich Maria Remarque oder Gottlieb Duttweiler ansprach, erzählte er gerne über seine Begegnungen. Alles rund um das Thema «Tessin» verband uns ebenfalls.

Letzten Herbst erschien eine illustrierte Biografie über ihn: «Peter P. Riesterer – Kein typischer Tessiner». An einer feierlichen Vernissage im Park «im Grüene» – wo Riesterer im ehemaligen Arbeitszimmer Duttweilers dessen Vermächtnis betreut und rund 20 Jahre lang die «Matineen im Strohhaus» organisiert hatte – wurde das Buch vorgestellt.

Ältere ZSV-Mitglieder kennen das Strohhaus bestens, waren doch die kulturellen Veranstaltungen mit Kurzlesungen des Zürcher Schriftsteller-Verbandes eröffnet worden. Eine Idee von «PPR»!
Kaum zu Hause, stürzte ich mich auf das Buch, gierig, mehr über Peter Riesterer zu erfahren.

1919 in Basel geboren, als Sohn einer Mendrisiotterin, verbrachte er seine Kindheit im Tessin, seine Jugend in Basel. Mit Verena, einer Zürcherin und den Töchtern Beartice (*1947) und Barbara (*1953), lebte die Familie in einem schönen grossen Haus in Zürich-Leimbach.

Die Begegnung mit Gottlieb Duttweiler prägte seine berufliche Laufbahn. Riesterer in einem Rückblick: Der Tageszeitung «Tat» verdanke er «seinen Aufstieg» im Migros-Genossenschafts-Bund. Wenn immer es ihm seine Zeit erlaubte, zog er für Tage oder Wochen allein oder mit seiner Familie bzw. seiner Frau Vreni in die Südschweiz. In Ronco, oberhalb von Ascona, hatten die Riesterer jahrzehntelang ein Feriendomizil. «Riesterer hat an der Entwicklung der Tessiner Kultur und insbesondere an derjenigen Asconas aktiv mitgearbeitet und sie in Form verschiedener Artikel und illustrierten Büchern festgehalten», steht dazu im Buch. Riesterer lernte viele Emigranten kennen. Das «Centro culturale Beato Berno» entstand aufgrund einer Initiative von ihm.

Riesterer schrieb über 30 kulturhistorische Bücher. Rund 35 Jahre arbeitete er als Kulturredaktor für die «Tat». Auffallend, vor allem aus heutiger Sicht fast unglaublich: In der «Tat» erschienen keine Inserate! – Als «Migroblatt» wurde sie von Inserenten boykottiert. Bis kurz vor seinem Tod schrieb Riesterer auch für andere Blätter, zuletzt vor allem in der «Südschweiz». Sein geliebtes Tessin: Jahrzehntlang erschienen seine Artikel im Asconeser «Ferien-Journal» und in der «Tessiner Zeitung.» «Kein typischer Tessiner» heisst der Untertitel der erwähnten Biografie. Was hätte man von einem «typischen Tessiner» mehr erwarten können?

Aktuellen Journalismus habe er nie betreiben können, schrieb er einmal, «der feuilletonistische lag mir näher, Kulturkritik und die Bildenden Künste.» Ägyptologe wollte er eigentlich werden. Gottlieb Duttweiler hatte den jungen Redaktionsvolontär der NZZ in sein Unternehmen, die Migros, geholt. Riesterer schrieb für die «Migros-Presse», die «Tat» sowie «Wir Brückenbauer» und war Pressechef für kulturelle Aktivitäten. Nach Duttweilers Tod wurde er auch noch Chefredaktor der hauseigenen «die brücke-le pont-il ponte» und Fachberater für Kulturelles.

Die Frage stellt sich, wann er seine vielen Bücher geschrieben habe. Riesterer: «Meine Bücher schrieb ich fast durchwegs in einem Zug während Nächten, nachdem ich alle Unterlagen zusammengetragen und geordnet hatte.»

Seine Kulturbücher erschienen zwischen 1951 und 1966. Bevorzugte Themen: Der Nahe Osten, Afrika, Frankreich und weitere Länder bzw. Regionen. Die Motivation, diese Bücher und seine Reiseführer zu schreiben, lag in seiner Arbeit für Hotelplan, dem Reiseunternehmen der Migros.

Riesterer reiste viel, so nach Grönland, Mexiko, Griechenland, Island und Kambodscha. Im Tessin, in der Provence, in der Toskana und auf Ischia fühle er sich heimisch, sagte er einmal. Viele seiner Bücher hat er, ein leidenschaftlicher Fotograf und Maler, auch selber illustriert und gestaltet.

1978 stieg Peter Riesterer als Redaktor der Jahreshefte bei der Vereinigung «Pro Sihltal» ein und schrieb dann auch für die «Sihltaler Zeitung». Mit dem nahen Sihltal war er ganz besonders eng verbunden! Als Präsident des ZSV führte er Anlässe im Sihltal und in der Galerie «Zum Hüsli» in Leimbach durch. Die Galerie liegt in nächster Nähe vom Wohnsitz der Riesterers.

Rund 26 Jahre lang, von 1970 bis 1995, betreute die Familie diese Galerie im Namen des Leimbacher Quartiervereins. Sie organisierte jährlich acht bis zehn Ausstellungen in der einstigen Trotte. Die ganze Familie legte Hand an, – ehrenamtlich.

In einem Interview zu seinem 75. Geburtstag antwortete Riesterer auf die Frage, ob das Sihltal für ihn auch Heimat sei: «Ich schätze das von grossen Geistern wie Goethe, den Gebrüdern Grimm, Salomon Gessner, Gottfried Keller usw. aufgezeigte Sihltal.» Als Redaktor der «Vereinigung Pro Sihltal» sehe er es unter anderem als seine Aufgabe an, den Lesern ein Stück Vergangenheit, Brauchtum, Literatur usw. ins Bewusstsein zu bringen.

Zurück zu Peters Engagement als Präsident des ZSV, den Vorlesungen des ZSV im Strohhäus im Park «im Grüene». Niklaus Starck, Herausgeber des lesenswerten Buches über Peter P. Riesterer, geht u.a. auf den Jahresrückblick des ZSV vom 20. März 1982 ein. Da taucht für langjährige ZSV-Mitglieder viel Vergessenes auf! So zum Beispiel die Lesungen mit Martin Henning, Doris Morf, Ernst Kappeler, Ursula von Wiese, Otto Steiger, Barbara Egli und andere. Unter dem Titel «Dichtung aus dem Exil» las ein von Riesterer engagierter Schauspieler ein anderes Mal aus den Werken von Bertold Brecht, Thomas Mann, Robert Musil, Carl Zuckmayer, Kurt Tucholsky, Stefan Zweig und weiteren weltbekannten Autoren.



Nachfolger von Peter Riesterer als ZSV-Präsident wurde von 1983 bis 1994 Al'Leu, der dieses Amt im Frühjahr 2011 erneut übernommen hat.

Peter P. Riesterer war der Initiator der literarischen Matineen im Park der Stiftung «im Grüene». Mit diesen Lesungen ermöglichte er zunächst vor allem den Mitgliedern des ZSV ihre Werke öffentlich in einem grösseren Rahmen vorzustellen.

Nicht zuletzt erfahren wir in diesem Buch viel Nachdenkenswertes über das einstige und heutige Tessin, die Jahre, als die Künstler abnahmen und die Touristen zunahmen, weitere Zeiterscheinungen und Kulturelles. Auch Zeitgeschichte, vor allem im Zusammenhang mit typischen Zeiterscheinungen, Kulturelles, Literatur, Zürich und die Migros, präsentiert der bebilderte Band.

Peter P. Riesterer, Multitalent, Schaffler und Kulturförderer sowie Tessiner aus Leidenschaft, starb am 5. Dezember 2005 im Alter von 86 Jahren.

Es hat keinen Titel, sein Gedicht, seine Gedanken über die Südschweiz:

Seit Jahrzehnten / nisten in ihrem weissen Haar / meine Gedanken.
/ Immer dieselben / vom Südwind / über den Hügel Gruppaldo /
getragen: / Reben, Birken, Küsse, / ein Sommertag.

Anni dopo / la collina, vigni, boschi, baci / venduto con au-

torizzazione del destino / ai stranieri.
Aus dem weissen Haar / kommt keine Antwort.

Quelle: « Peter P. Riesterer – Kein typischer Tessiner. Eine illustrierte Biografie» Herausgeber: Niklaus Starck. PORZIO Verlag, Basel, www.porzio.c

Karl Kloter: Zeuge eines Arbeiterlebens

von Landammann Dr. Urs Hofmann

Der Aargau hat eine Reihe nennenswerter Literatinnen und Literaten hervorgebracht: Von Heinrich Zschokke, über Jakob Frey bis Sophie Hämmerli-Marti, von Frank Wedekind über Paul Haller, Erika Burkart, Hermann Burger bis hin zu Hansjörg Schneider, zu Rolf Lappert, Klaus Merz oder dem kürzlich verstorbenen Bauerdichter Friedrich Walti. Sie alle waren oder sind Schriftsteller mit Aargauer Wurzeln.

Auch wenn Karl Kloter gemeinhin weniger als andere als Aargauer wahrgenommen wurde und wird, reiht er sich in diese Liste bekannter Namen nahtlos ein. Karl Kloter war unter ihnen der einzige Arbeiterschriftsteller, einer der bedeutendsten Arbeiterschriftsteller der Schweiz im letzten Jahrhundert.

Jeremias Gotthelf hat uns das Leben der Landbevölkerung im Emmental in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahe gebracht. Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer schrieben ihre Novellen und Romane aus ihrer Lebenserfahrung im Zürcher Bürgertum heraus, und die beiden grossen schweizerischen Schriftsteller der Nachkriegszeit, Max Frisch - der im Mai dieses Jahrs ebenfalls 100 Jahre alt geworden wäre - und Friedrich Dürrenmatt schöpften ihre Ideen und ihre Schaffenskraft als Söhne eines Pfarrers und eines Architekten vorab auch aus ihrem intellektuellen Umfeld als Studenten und Akademiker.

Karl Kloter war Sohn eines Hotelconcierge, lernte Bäcker und blieb zeit seiner beruflichen Tätigkeit Arbeiter. Sein literarisches Werk entspringt unmittelbar und ungefiltert dieser eigenen Lebenswirklichkeit. Nicht aus sicherer Distanz, nicht aus der Warte einer



Dr. Urs Hofmann, Landammann des Kantons Aargau

wohlüberlegten Reflexion, sondern authentisch, lebensnah und lebensecht. Das Genre der Arbeiterliteratur ist ein besonderes. Wer körperlich arbeitet und schreibt, wer im Arbeitermilieu lebt, denkt und sieht anders als die Söhne und Töchter des Bildungsbürgertums - auch wenn sich die politischen Folgerungen und Forderungen oft decken mögen. Karl Kloter äussert sich aus seinen eigenen Erfahrungen und seinem eigenen Empfinden heraus feinfühlig zum Alltagsleben der Arbeiterinnen und Arbeiter. Er weiss, wovon er spricht, er sieht, hört, spürt und riecht, was um ihn herum passiert. So hat er ein ganz spezielles Sensorium für soziale Ungerechtigkeiten entwickelt. Sich am Abend eines strengen Arbeitstages hinzusetzen, wenn andere sich ausruhen, sich zu konzentrieren, seine Gedanken zu bündeln, zu formulieren, zuzuspitzen und sie schliesslich konzise und präzise zu Papier zu bringen: Welch grosse Willensleistung, welch innere Kraft, welche Berufung zur Schriftstellerei muss einem solchen Menschen eigen sein!

Als ich in Karl Kloters Romanen zu stöbern begann und einige seiner Gedichte gelesen hatte, spürte ich rasch, mit welch ausserordentlichem Menschen wir es hier zu tun haben, welch tiefe Menschlichkeit, welch humanistische Geisteshaltung aus seinem Werk strömt. Einem Werk, welches einem Karl Kloters Leben spüren lässt, welches einem Eintauchen lässt in Karl Kloters Welt - eines schweizerischen Arbeiters während einer Zeit, die viele von uns selbst erlebt haben. Angesichts dieser Authentizität und Glaubwürdigkeit seiner Schriften ist es schwer zu verstehen und bedauer-

lich, dass Kloter zu Lebzeiten nie die Anerkennung erfahren hat, die er verdient hätte. Umso wichtiger ist es seines Werks zu gedenken und seine Leistung zu würdigen. Erst im Alter von vierundachtzig Jahre zeichnete ihn das aargauische Kuratorium mit einem Werkbeitrag von 24'000 Franken aus, mit achtundachtzig Jahren erst wurde ihm der Literaturpreis der Jaeckle-Treadwell-Stiftung verliehen. Ein Preis, der für Schriftstellerinnen und Schriftsteller bestimmt ist, die neben dem künstlerischen Schaffen einen vollzeitlichen Beruf ausüben. Eine späte, aber hochverdiente Ehre.

Karl Kloter war Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Er sass von 1965 - 1978 während dreizehn Jahren im Gemeinderat der Stadt Zürich. Er stand als Gewerkschafter ganz für die Sache des Arbeiters und der Arbeiterin ein. Nach der Bäckerlehre in Lengnau zog er nach Zürich, weil er hier in der Region keine Arbeit fand. Bis zu seiner Pensionierung lebte er in Zürich, wo er als Metallarbeiter bei den Siemens-Albis-Werken, heute Siemens Schweiz AG, arbeitete.

Eine einfache und verständliche Sprache charakterisiert Karl Klosters Schriften. Er schreibt über die Sorgen und Nöte der Fabrikarbeitenden Mitte des letzten Jahrhunderts, nicht über die Sorgen anderer, sondern über seine Welt und die seiner Arbeiterkolleginnen und -kollegen. Seine Romane sind denn auch stark autobiografisch geprägt. Im Roman „Salvatrice“, den er im Jahr 1969 publiziert hat, nahm er sich dem Thema der Gastarbeiter an. Er setzte sich kritisch mit der Schwarzenbach-Initiative auseinander, welche die Schweizer Politik Ende der sechziger / Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts bewegte. Im Roman verliebt sich der Protagonist, ein Schweizer Fabrikarbeiter, in eine junge Gastarbeiterin. Das Buch ist über die Liebesgeschichte hinaus hauptsächlich eine Stellungnahme gegen die aufkommende Fremdenfeindlichkeit.

(...) „Zuerst waren es nur wenige; die erste Frau hiess Rosina, der erste Mann Alberto. Kein Mensch dachte damals, dass es einmal ein ‚Gastarbeiterproblem‘ geben würde. Kein Mensch konnte sich damals vorstellen, dass es in naher Zukunft Gemeinden geben würde, die in ihren Kontrollbüros Menschen aus sieben, acht und mehr Ländern eingetragen haben. Und noch dachte niemand an eine ‚Initiative der Überfremdung‘, die mit sechzigtausend Unterschriften zu Stande kommen sollte.“ (...) S. 33

Und Kloter schreibt weiter: „Aber dann begann man, immer mehr nach ihnen zu rufen. Und immer lauter auch. Natürlich folgten sie diesem Ruf bereitwillig. Wie Heuschreckenschwärme überfluteten

sie unser Land in kurzer Zeit; in der Industrie, im Gewerbe, in der Landwirtschaft, in der Hotellerie und in den Spitälern waren sie zu finden.“

Dieses zweite Zitat dokumentiert, in welchem Zwiespalt sich - wie viele Arbeiter seiner Zeit - auch Kloter befand, wenn er den krasen Begriff der ‚Heuschreckenschwärme‘ benutzt. Als Gewerkschafter war ihm die Solidarität mit den Schwächeren ein Anliegen. Gleichzeitig aber wurden die Schweizer Arbeiter unvermittelt mit fremden Kulturen konfrontiert und wussten nicht, wie sie damit umgehen sollten. Bedrohlich mochten sie zuweilen wirken, die dunkelhaarigen Kollegen aus Sizilien, Kalabrien oder sonst irgendwo her aus dem Süden. Konnten sie sich je unseren Gepflogenheiten anpassen? Schnappten sie uns die Stellen und gar die Frauen weg? Sonderten sie sich ab in ihren Clubs, Baracken und Vereinen? Sprachen sie je einmal deutsch oder schauten sie am Fernsehen nur „Un'ora per voi“?

Doch trotz all dieser Fragen, die damals viele umtrieben: Als ein Fabrikarbeiter Unterschriften für die Schwarzenbach-Initiative bei seinen Kollegen sammelt, spricht der Protagonist in „Salvatrice“ Klartext und daraus spricht auch Karl Kloter's eigene Überzeugung: „Wie war das denn so um 1914 herum? Ich glaube, da war der Anteil an Ausländern so ziemlich gleich hoch wie heute. Und wenn es jetzt Leute gibt, die sagen, diese Ausländer seien eine Gefahr für unser Schweizertum, so war diese Gefahr schon einmal viel grösser. Und übrigens glaube ich nicht, dass für uns etwas besser würde, wenn wir durch diese Initiative ein paar tausend dieser armen Teufel brotlos machen würden.“ (S. 98) Und später wird der Humanist Kloter noch deutlicher: „Darum liebe ich euch (die italienischen Gastarbeiter (...)), ihr seid Menschen, sie sollen euch wie Menschen behandeln, ihr habt ein Recht wie Menschen.“

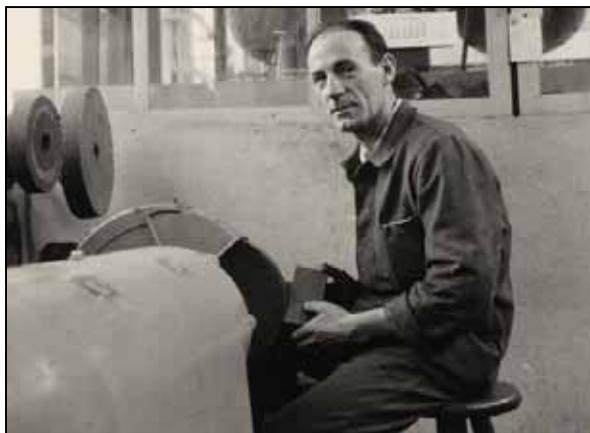
Auch hier keine gekünstelte, affektierte Ausdrucksweise. Keine philosophisch-humanistische Verklammerung. Eine klare, einfache, zutiefst menschliche Sprache mitten aus dem Arbeitermilieu, eine Sprache, die überzeugt: „Ihr seid Menschen, sie sollen euch wie Menschen behandeln, ihr habt ein Recht wie Menschen.“ Karl Kloter hält dies fest, obwohl auch er sich die Frage stellt, wie es weitergeht mit dem Wirtschaftswachstum, mit den anderen und zusätzlichen Menschen, die in unser Land kommen. Für Karl Kloter war nicht einfach alles klar. Er spürte die Verunsicherung in der Arbeitswelt und im Arbeitermilieu. Und trotzdem, wenn's um's Menschsein ging, wenn's um Solidarität, um Zwischenmenschlichkeit ging, dann stand Karl Kloter dort, wo er stehen musste.

Heute hören wir zuweilen ähnliche Töne, stellen sich viele Menschen ähnliche Fragen. Damals hiess es auf den Abstimmungsplakaten für die Schwarzenbach-Initiative „Volksbegehren gegen die Überfremdung – ja für die Schweiz“. Heute heisst es auf den Wahlplakaten „Masseneinwanderung stoppen!“ - und wiederum nimmt eine Partei für sich in Anspruch, sie alleine setze sich für die Schweiz ein.

Und wie zur Zeit der Entstehung von Karl Kloters Roman „Salvatrice“ ist es auch heute wichtig, dass die Politik die Ängste und die Verunsicherung der Bevölkerung ernst nimmt. Heute wie damals sind verschiedene Antworten möglich. Immer haben wir uns jedoch Karl Kloters Satz vor Augen zu halten: „Ihr seid Menschen, sie sollen euch wie Menschen behandeln, ihr habt ein Recht wie Menschen.“ Oder auch mit der Feststellung einer seiner Figuren: „Heimat ist, wo Weite möglich ist.“ (S.19, „Restbestände“, Edition LEU, Zürich, 1991)

Karl Kloter hat in seinem Werk Zeugnis eines Arbeiterlebens abgegeben. Mit all seinen Fragen, Widersprüchen, Hoffnungen und Enttäuschungen. Dafür gebührt ihm unser tiefer Dank. Dank gebührt jedoch nicht nur ihm als schreibendem Arbeiter und Arbeiterschriftsteller, sondern einer ganzen Generation, die in den ersten grossen Krieg des 20. Jahrhunderts hinein geboren wurde, die ihre besten Jahre im zweiten grossen Krieg gelebt und die massgeblich zum Wohlstand der Schweiz beigetragen hat. Der meisten Arbeiterinnen und Arbeiter in unserem Land gedenkt niemand an ihrem 100. Geburtstag. Diese Würdigung ist deshalb auch all jenen gewidmet, deren Leben und Wirken, deren Freuden, Sorgen und Nöte uns Karl Kloter in seinem Werk näher gebracht und ihnen seine Sprache geliehen hat.

Quelle: Schweiz. Literaturarchiv



Karl Kloter,
Siemens-
Albiswerke,
Zürich

Der Jahrhundertchronist Karl Kloter

von Dr. Pirmin Meier

Ich habe keine / Mutter mehr. / Aber der Kratten, / der um Mutters Hüften hing, / ist noch da.

Und der dunkle Ruf / nach uns im / Wald der Heidelbeeren.

Das weisse Kopftuch um / Mutters junge Stirn / und der Geschmack / kalten Milchkaffees, / aus dem flaschengrünen Krug / mit harzigen Händen getrunken, / ist geblieben.

(Aus: „Nichts ist in Ordnung“, Nachtmaschine, Basel 1981)

Was bleibt? - Von der Mutter, Ida Kloter, geborene Angst? Was bleibt von Lengnau, der Heimat? Was bleibt von einem Arbeiterleben? Von einem Dasein in den Backstuben und an der Werkbank? Im Fabrikarchiv? Was bleibt von unseren Freundschaften? Was von der Liebe, wenn es sie gab? Was bleibt von der Kameradschaft im Turnverein, von der Solidarität am Arbeitsplatz, in der Gewerkschaft? Gibt es auch bei den geistig Tätigen Solidarität, oder dominiert in diesen Kreisen ein Herabblicken der Klugen und Gescheiterten und Gebildeten auf die vermeintlich weniger Gescheiterten, auf diejenigen, denen die Chancen einer hohen Bildung nicht zuteilwurden? Und nicht zuletzt fragen wir uns: In der Epoche des Wohlstands, was bleibt eigentlich von der Arbeiterbewegung, ihrem Kampf, ihrem Opfer, ihren oftmals altbacken anmutenden Idealen? „Gäbe es sie noch, diese Staatsform, ohne unser Opfer?“, hat Karl Kloter einmal gefragt. Er blickte damals auf den Aktivdienst zurück.

Ist es richtig, dass es sich bei der Arbeiterbewegung um einen Haufen „vaterlandsloser Gesellen“ gehandelt hätte? Mit geballter Faust sangen sie die „Internationale“, und dem Militär standen sie lange skeptisch bis ablehnend gegenüber, bis sie sich, in schwerer Zeit, vor bald 80 Jahren dennoch zur Idee der Landesverteidigung, sogar zur sogenannten „geistigen Landesverteidigung“, durchrangen. Wer erinnert sich schon noch an den Arbeiterführer Robert Grimm (1881 - 1958), den Schweizer Lech Walesa, Theoretiker und Praktiker des Arbeitskampfes, dessen grosse Stunde in den Tagen des

Generalstreiks geschlagen hat? Dieser Mann, mag er auch zeitweilig ein Weggefährte Lenins gewesen sein, gehört für mich ohne Zweifel in die Geschichte der schweizerischen Freiheit. Wie der Genfer Revolutionär Micheli du Crest war Robert Grimm, geboren in einem Fabriklerhäusschen am Sagenrain im zürcherischen Wald, bereit, für seine demokratischen Überzeugungen und Ideale Festungshaft anzutreten. Übrigens genauso wie gut 70 Jahre vor ihm der Gründer der „Botschaft“, Johann Nepomuk Schleuniger, der 1852, nach der Heimkehr aus dem Exil in Mailand und Paris, auf der Aarburg bis zu seiner Begnadigung, unter der Bedingung lebenslänglicher Nichtwählbarkeit in öffentliche Ämter, Festungshaft absitzen musste.



Josef Leu von Ebersol

Es gehört zur Schweizergeschichte, dass sowohl solche, die als Revolutionäre galten wie Micheli du Crest und Robert Grimm, aber auch vermeintliche Reaktionäre wie Josef Leu (Gründer der konservativen Bewegung im Kanton Luzern) und unser umstrittener Schleuniger aus dem Zurbibiet bedingungslos und ohne Rücksicht auf politische Korrektheit für die Demokratie kämpften. So trat zum Beispiel Robert Grimm zu der Zeit, als man die Sozialdemokraten noch aus dem Konsens der Vernünftigen und Gemässigten ausschliessen wollte, für die Volkswahl des Bundesrates ein.



Robert Grimm

Was hat dies alles mit Karl Kloter, dem Arbeiter-Schriftsteller aus Lengnau, zu tun? Viel, sehr viel. Es steht nämlich im Zusammenhang mit seinem Geschichtsbewusstsein. Dieses prägte ihn zeitlebens tief, zumal aber in seinen alten Tagen, da er sich als Arbeiter, als Proletarier, auch im eigenen linken Lager zunehmend als ein Fossil vorkommen musste. Im Band „Restbestände“, erschienen beim Verleger Al'Leu, ist von den Übergriffen eines Teils

der christlichen Bevölkerung im Surbtal gegen die jüdische Bevölkerung die Rede. Vom „Stäcklichrieg“, aber auch von einem Waldplatz namens „Metzg“, wo vor mehr als zweihundert Jahren die Franzosen das requirierte Vieh der Einheimischen geschlachtet haben sollen. Was indes vor siebzig bis neunzig Jahren das Volk von Lengnau erlebte und erduldet, zum Beispiel was hier in dieser Kirche von der Kanzel herab für Drohbotschaften ausgestossen wurden, aber auch wie es im hiesigen Turnverein zugegangen ist,

darüber legen Kloters Romane „Markus“ von 1959 und „Martin Konvent“ von 1985 ein beredtes Zeugnis ab. Dass nach „Markus“ auch der nur etwa achtzig Seiten lange Turner-Roman „Martin Konvent“ bald wieder zugänglich gemacht wird, dafür möchte ich mich in den nächsten Jahren nach Massgabe meiner Kräfte noch einsetzen.

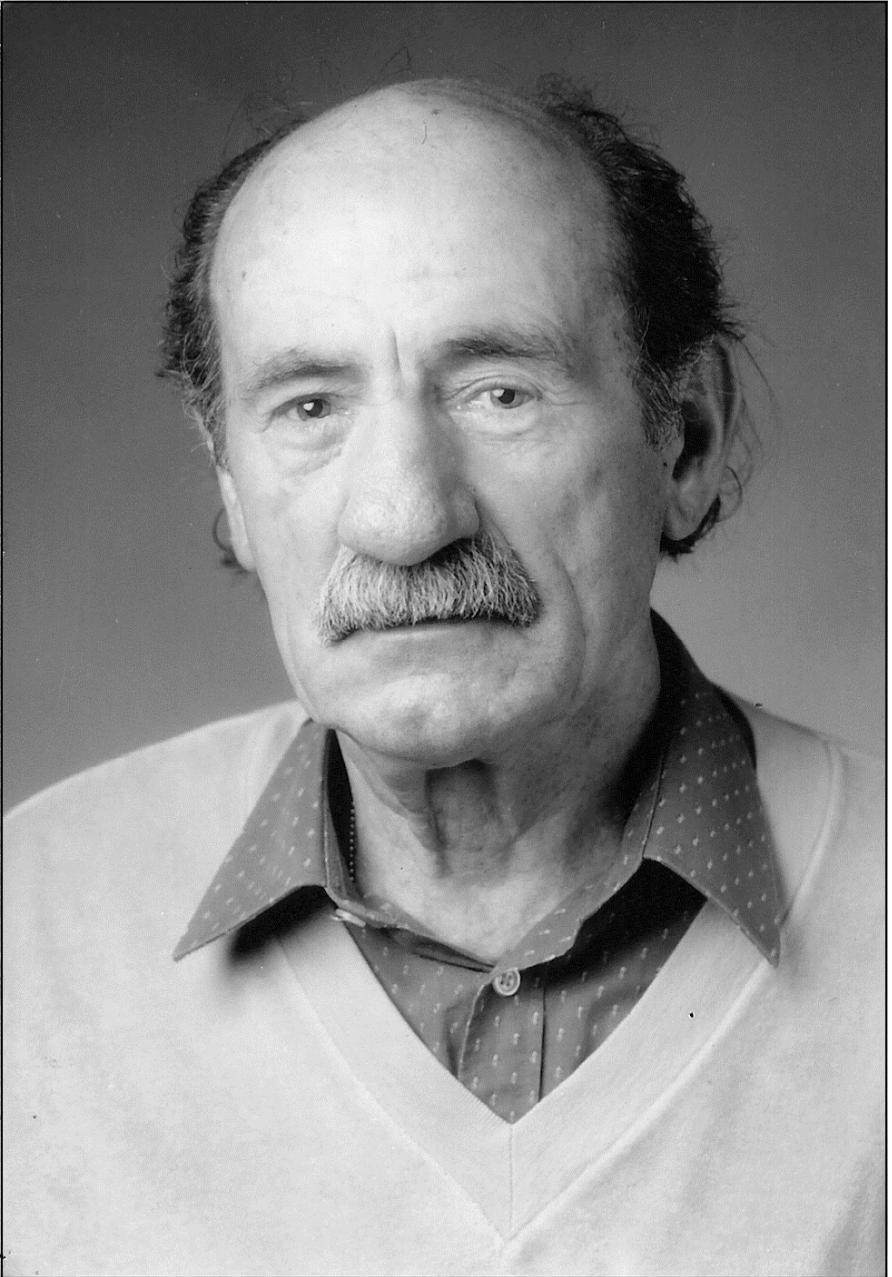
Zum Geschichtsbewusstsein des Gewerkschaftlers und Sozialdemokraten Karl Kloter: Es hängt mit seinem Bildungstrauma zusammen. Mir ist ausser Gottfried Keller kein zweiter Schweizer Schriftsteller bekannt, der sich auf vergleichbare Weise lebenslang über ihm nicht gewährte Bildungschancen beklagt hätte. Der Knabe Keller wurde bekanntlich als angeblicher Rädelsführer einer Demonstration von der Zürcher Industrieschule ausgeschlossen. Bei Kloter hingegen handelte es sich schlicht um die Diskriminierung des Aussenseiters einer kinderreichen Familie, wie es in seiner Generation noch oft vorgekommen ist. Weil der verträumte Bub den „Sommervögeln“ und den Blumen nachgeschaut habe, wie es im Roman „Markus“ geschrieben steht, und weil er, während zwei seiner Brüder über den Schulbüchern brüteten, stundenlang vor dem Kaninchenstall gesessen sei, hielt man ihn für den Besuch einer Sekundar- oder Bezirksschule nicht für befähigt. Dass für Karl Kloter die sogenannte „Fortbildungsschule“ hatte genügen müssen, schmerzte ihn noch bis hinauf in sein neunzigste Altersjahr.

Dabei entwickelte er jedoch, wie Gottfried Keller, der mit zwanzig Jahren eine ausgeliehene Gesamtausgabe von Goethe gelesen hatte, einen geistigen Hunger und einen entsprechenden rauschhaften Durst jenseits von Alkoholismus, der für das Verständnis der heutigen Bildungsszenerie höchst lehrreich ist. Das Bibelwort aus der Bergpredigt von den „Armen im Geiste“ (Matth. 5,3) meint bekanntlich gerade nicht die Dummen und Beschränkten. Es ist von denjenigen die Rede, die hungrig und durstig sind nach Erleuchtung. Zu diesen hat der Kaninchenfreund und Enkel eines Schmieds wohl nicht von Jugend auf gehört, aber spätestens etwa vom Zeitpunkt an, da er sich in Zürich als Arbeiter der Siemens-Albis-Werke zu betätigen begann, also 1938, da hat es ihn offensichtlich gepackt.

In jener Vorkriegsepoche hatte sich die Sozialdemokratie, unter der Führung von Robert Grimm, zur Landesverteidigung bekannt und hatten die Gewerkschaften das bekannte, bei Linken aber stets umstrittene Friedensabkommen mit der Metallindustrie abgeschlossen. Es galt zunächst vom 19. Juli 1937 bis zum 19. Juli 1939. Der von

Luzern nach Zürich gezogene arbeitslose Bäcker Karl Kloter war noch zu jung, auch in seinem politischen Bewusstsein noch zu wenig weit fortgeschritten, als dass er zur damaligen Zeit eine andere Rolle als diejenige eines kleinen Gewerkschaftsmitglieds hätte spielen können. (Der Partei trat er erst nach Kriegsende bei). Die nationalsozialistische Bedrohung nahm er indes nachhaltig zur Kenntnis, und das mag denn auch mit ein Grund gewesen sein, dass er, der gläubige Katholik, sich nicht etwa den damals noch ziemlich konservativen und zum Teil antisemitischen Zürcher Christlichsozialen, sondern der in der Sozialdemokratischen Partei und den ihnen nahe stehenden Gewerkschaften organisierten schweizerischen Arbeiterbewegung zugehörig fühlte. Dazu liess sich Kloter gewiss durch bei Siemens-Albis beschäftigte Arbeitskollegen überzeugen. Unter diesen herrschte jedoch keineswegs eine einheitliche Meinung, weder in der Frage, ob es sich lohne, die Schweiz gegenüber Deutschland zu verteidigen noch später, wie der Kommunismus zu beurteilen sei oder wie man sich zur Schwarzenbach-Initiative stellen solle. Es war keine Kleinigkeit, damals zur schweizerischen Arbeiterklasse zu gehören.

Im Vergleich zu einem durchschnittlichen Arbeiter und Gewerkschafter lag der Hauptunterschied bei Karl Kloter nicht darin, dass der ehemalige Bäcker mit dem bäurisch-ländlichen Erscheinungsbild zum Teil nach links, zum Teil nach rechts abgewichen ist. Mit den Linken hatte er lebenslänglich einen hartnäckigen Klassenstandpunkt gemeinsam, ein tiefes, praktisch unausrottbares Misstrauen gegen die Reichen, Mächtigen und Erfolgreichen. Aus marxistischer Sicht wohl eher als relativ ‚rechts‘ mochten sein kleinbürgerlicher christlicher Idealismus und seine romantische quasi frühgrüne Schwärmerei für Natur, Heimat und Naturschutz gelten. Im von Landammann Dr. Hofmann zitierten Roman „Salvatrice“, den der reife Kloter zu seinen weniger gelungenen Werken zählte, kommt ein literatursoziologisch hochinteressanter Widerspruch zum Ausdruck. Aus tiefer Überzeugung wandte sich der Autor gegen das Schlagwort der „Überfremdung“, betonte sogar zeitlich vor Max Frisch (1969), dass es sich bei den ins Land geholten Arbeitskräften in erster Linie um ein menschliches Problem handle; aber über das faktische Mentalitätsproblem der einheimischen Arbeitskräfte mit den Immigranten, selbst auch über gewisse persönlich mitvollzogene Vorurteile konnte er trotz parolengetruer Ablehnung der Schwarzenbach-Initiative nicht hinwegkommen. Noch in der gewiss gut gemeinten Darstellung der Italienerinnen von damals lässt Kloter, betreffend deren erotische Eigenschaften, kaum ein Klischee aus. Natürlich hätte die gründliche danebengegangene Heuschrecken-Metapher von einem professionellen Lek-



Karl Kloter

torat beseitigt werden müssen. Dass sie stehengeblieben ist, Kloter postwendend einen geharnischten Verriss eintrug, bleibt für die Mentalitätsgeschichte der damaligen Zeit wichtig. Der politische Versprecher - es war kein Freudscher Versprecher - manifestierte einermassen peinlich den objektiv existierenden Zwiespalt, in dem sich die Schweizer Arbeiterschaft damals befand. Die Volksinitiative gegen die Überfremdung fand nämlich im damaligen Zürcher Arbeitermilieu weit mehr Widerhall als am Zürichberg oder in jenen Kreisen, in denen ein Max Frisch oder auch ein gebildeter abtrünniger Grossbürger wie James Schwarzenbach sich in der Regel bewegten. Karl Kloter kannte nun halt mal die Perspektive ‚von unten‘; es war seine eigene. Er konnte in dieser Debatte zwar korrekt Stellung nehmen. Aber über den Schatten des eigenen Milieus springen, das konnte er nicht. Diese Zeitepoche ist denn auch im Roman „Va pensiero“ (2007) von Sergio Giovannelli-Blocher überzeugender und hintergründiger dargestellt als in „Salvatrice“ (1969). Dieses überaus bewegende, für das Verständnis der Epoche wichtige Buch eines heute noch lebenden schreibenden Arbeiters erschien jedoch erst vor wenigen Jahren. Sergio Giovannelli hätte als politisch engagierter italienischer Gastarbeiter 1969 auch noch nicht ‚objektiv‘ über die damalige Schweiz schreiben können.

Interessant bleibt: Vor vier Jahrzehnten wurde der ehemalige Lengnauer Landbub Karl Kloter zu einem denkwürdigen Repräsentanten der Schweizer Arbeiterschaft. Der für mich eindrucksvollste noch lebende Arbeiterschriftsteller in der Schweiz von heute, für mich Sergio Giovannelli, ist hingegen nicht zufällig ein Mann mit sogenanntem Migrationshintergrund. Die Proletarier Sergio und Karl hätten einander damals wohl kaum hundertprozentig verstehen wollen, weder sprachlich noch politisch noch mentalitätsmässig. Es gab und gibt Probleme, die sich entweder überhaupt nicht oder nur durch das Leben und die Zeit lösen lassen.

Das Wesentliche aber, was den Schweizer Arbeiter Kloter unbeschadet einzelner literarischer und politischer Ungeschicklichkeiten sowohl von den meisten Politisierten wie auch von den unpolitischen Kollegen und Genossen unterschied, war sein Bildungshunger. Lange bevor er im Jahre 1947 Hermann Hesse kennenlernen sollte, las er leidenschaftlich dessen Romane, Erzählungen und Gedichte; liess sich durch diese Lektüre auch zu ersten lyrischen Studien anregen. Und was seinen politischen und historischen Horizont betraf: Schon früh studierte er das Buch von Robert Grimm: „Geschichte der Schweiz in ihren Klassenkämpfen“. Ein notabene bei allen Einseitigkeiten geniales Oeuvre, 1919 in Festungshaft

geschrieben, eine Chronik der Freiheit und ihrer Unterdrückung. Dass Karl Kloter es mir in seinen alten Tagen geschenkt hat, wegen Grimms Würdigung des Festungshäftlings Micheli du Crest, empfinde ich noch heute als grosse Ehre.

Es war nicht ganz richtig, was ich noch 1995 im Nachwort zu „Irrwege und Heimwege“ mir zu behaupten herausnahm, dass bei Kloter nichts von Marxismus zu finden sei. In seinem Entwicklungsweg als sozialistischer Autor spielt jedenfalls Karl Marx eine Rolle, und zwar keineswegs die kleinste. Ich wollte das nicht sehen und habe es erst im Herbst 2002, nach dem Ableben, realisiert. In seinem Nachlass fand ich nicht bloss einen eindrucksvollen Band Ausgewählte Schriften von Karl Marx aus dem Jahre 1962, bei Kindler erschienen und kaum von den bei Kloter sonst üblichen Anstreichungen begleitet. Bei weitem wichtiger für den nachmaligen Arbeiterschriftsteller wurde die Biographie von Franz Mehring, „Karl Marx - Geschichte seines Lebens“, herausgegeben 1946 von der Büchergilde Gutenberg Zürich, bei der das Ehepaar Karl und Martha Kloter Mitglied war. Die rührende Widmung lautet: „Meinem lieben Karl zu Geburtstag von Deiner Marty, Zürich, 30. September 48“. Für mich als Bildungshistoriker mit bürgerlichem und katholischem Hintergrund war dieser Bücherfund eindrucksvoll: Hier konnte ich sozusagen mit Händen greifen, wie ein Ehepaar, von denen beide Teile, die Frau wohl noch mehr als der Mann, auf der Schattenseite des Lebens gestanden sind, über den Weg autodidaktischer Bildung sozusagen eine höhere Form der Menschwerdung erfahren haben. Auf diesem Weg wurde auch Karl Marx gelesen, und offenkundig mit Bewegung die klassische Biographie von Franz Mehring, dem in der Zeit von Luxemburg und Liebknecht aus Gram, wie es heisst, verstorbenen deutschen Sozialisten. Dieser hatte noch in seinem ersten Artikel über Karl Marx den Ahnvater des Sozialismus als „eitlen, niederen, zänkischen Demagogen“ gesehen, immerhin mit Zügen eines „genialen, tief-sinnigen ursprünglichen Denkers“. So schwankt ein Charakterbild, auch in der Geschichte der biographischen Schriftstellerei.

Karl Kloter hat die zu seiner Lebenszeit bestmögliche Biographie von Karl Marx von seiner Frau zum Geburtstag geschenkt bekommen. Seinem Wesen entsprach es, sich alles anzueignen, was ihn in seiner Bildung und als Mensch weiterbrachte. Dass da zum Beispiel der amerikanische Philosoph Henry David Thoreau für Kloter noch wichtiger wurde als Karl Marx, hängt mit dem zutiefst naturverbundenen und humanistischen Naturell des Lengnauers zusammen; vor allem aber mit seiner Vorliebe für den Schrebergarten in Zürichs Vorbahnhofzone, worüber wir von Karl Kloter eine wunderbare Erzählung haben: „Schattenwurf“, die Geschichte eines

Hobbygärtners, dessen Ertrag dem Schneckenfrass zum Opfer fällt. Hemingway im Schrebergarten - das ist Karl Kloter. Die Erzählung enthält auch ein rührendes Plädoyer für das Unkraut:

„Es sei ja sträfliche Landverschleuderung, meinten die Leute, wenn einer die Brennnesseln einfach wuchern lasse. Aber da hatte der Mann seine ausgefallenen Ansichten. Auch mit den Brennnesseln wollte er es nicht verderben, das hiess, er wollte es mit dem Schwalbenschwanz und mit dem Tagpfauenauge, mit all den farbigen Seglern nicht verderben, wollte sie um sich herum haben, wenn er im Garten werkte. Und vielleicht, sagte sich der Mann zuweilen, vielleicht verirrt sich auch einmal ein Apollofalter hierher, das wäre dann mein grösstes Glück.“

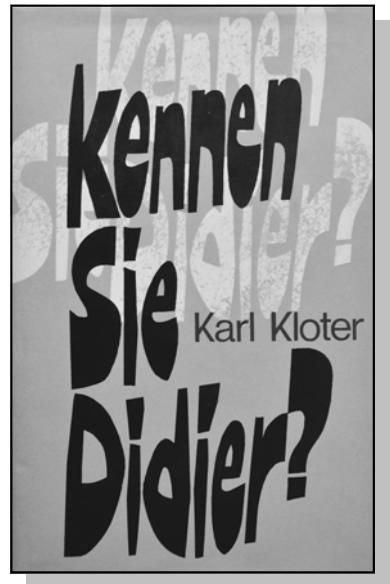
Eine weitere Leitfigur auf dem Bildungsweg des Autodidakten Karl Kloter ist Crainquebille geworden, jene von Polizei und Justiz geplagte Figur des französischen Schriftstellers Anatole France, der alles, was er zu besitzen scheint, auf einem Wägelchen bei sich herumführt. In das moderne Geschäftsleben scheint dieser Crainquebille so wenig zu passen wie Karl Kloters Eustach, Inhaber eines kleinen Kiosks, der sich weigert, die „Etwas-Erlebt-Zeitung“ und den „Playboy“ zu führen, dafür aber den Kunden ein gediegenes Angebot literarischer Taschenbücher unterbreitet. Der Kioskinhaber Alwin erhält einen Brief von der Agentur, wo er ermahnt wird:

„Bei allem Respekt vor Ihrer Gesinnung, las er, müssen wir doch sagen, mit schönen Idealen werden Sie wohl kaum Ihr Brot verdienen. Unser Chefvertreter, Herr U. Hoesli, wird sich erlauben, Ihnen dieser Tage seine Aufwartung zu machen.“

Die Erzählung endet mit den Worten: „Alwin faltete den Brief zusammen. Er blickte zum Dackel hinab. Hörst du, sie reden von unserem Brot. Ob wir es wohl schaffen?“ Die Kiosk- und Schrebergartenidylle, in die ein frapperend kritisches Denken integriert ist, darf indes nicht mit Kloters Leben verwechselt werden. Was Kloter in der Studie „Lebenslauf“ vom 15. Dezember 1993 zu Papier bringt, wäre heute für einen Nationalratskandidaten gleich welcher Couleur schlechte Werbung:

„Mein mich immer stärker beanspruchendes literarisches Engagement und meine Zugehörigkeit zur Partei trugen dazu bei, dass ich meine allmählich erblindende Frau vernachlässigte. Nach der Heirat 1939 verliefen die ersten Ehejahre harmonisch. Leider blieben wir kinderlos. Objektiv ist es mir nicht gelungen, Ehe, Schreiben und Politik in Einklang zu bringen.“

In seinen autobiographischen Eheromanen „Wo die Väter fehlten“ (1972) und „Näherkommen“ (1987) geht Karl Kloter in Sachen Offenheit und Ehrlichkeit weiter, als es die politische Korrektheit es damals erlaubt hätte. Sexuelle Offenheit wäre toleriert, sogar als „mutig“ bezeichnet worden. Was aber, wenn ein Autor, noch dazu ein Mann, mit einer noch nie dagewesenen Ehrlichkeit über Gewissensbisse nach einer Abtreibung, Gewalt in der Ehe oder gar über die Verlogenheit scheinbar progressiver moderner Ehemodelle schreibt? Diese fruchtbare Phase als Schriftsteller nach der Pensionierung ging bei Karl Kloter indes mit einer der bittersten Enttäuschungen in seinem Leben einher. Nach einer immerhin sehr ehrenvollen Besprechung des Romans „Wo die Väter fehlten“ durch den Germanisten und Spezialisten für Schweizer Literatur, Professor Karl Fehr in der „Neuen Zürcher Zeitung“, wurden seine beim Aussenseiter-Verlag Nachmaschine von Matthyas Jenny verlegten Bücher „Nichts ist in Ordnung“ (1981), „Martin Konvent“ (1985) und zumal der Eheroman „Näherkommen“, von Kritik und Literaturszene weitgehend ignoriert. Da half es auch wenig, dass sich die tüchtige Literaturkritikerin und Schriftstellerin Rosmarie Keller im kleinen „Aargauer Volksblatt“ für ihn ins Zeug legte, obwohl sogar auch sie gegen sein Frauenbild und die Art seiner Bekenntnisliteratur gewisse Einwände erhob. Am meisten verbitterte Kloter die Verweigerung einer Förderprämie durch eine Innerschweizer Literaturförderungs-Jury, die angeblich zur Vermeidung von Filz durch eine linke Zürcherin, Präsidentin der Gesellschaft Schweiz - DDR, präsiert wurde. Was anstelle des letztverbliebenen Arbeiterschriftstellers der Schweiz gefördert wurde, war nicht so sehr hilflos blasphemisch als langfristig tatsächlich ohne Bedeutung für die Schweizer Literaturgeschichte. Auf diesen Literaturstreit von 1987 muss also nicht mehr eingegangen werden. Es ist aber wahr, dass in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Schweiz Arbeiterliteratur so wenig gefragt war wie zum Beispiel die Bauernliteratur des von Landammann Hofmann ebenfalls noch ehrerbietig genannten Aargauer Schriftstellers Friedrich Walti. Karl Kloter, so fühlte er damals, war in der soge-



nannten Literaturszene zu einer *Quantité négligeable* verkommen.

Dies änderte sich erst nach dem Ende des Kalten Krieges, genauer am 10. August 1992, dem wohl denkwürdigsten Tag in der schriftstellerischen Laufbahn des Mannes aus Lengnau. Zusammen mit Ida Loepfe, der Lebensgefährtin des Witwers in späten Jahren, durfte er nach Peking reisen, um dort an der Buchvernissage der chinesischen Übersetzung seines Hauptwerks „Wo die Väter fehlten“ teilzunehmen, mit einer notabene sehr qualifizierten Würdigung des Schweizer Germanisten Dr. Heinrich Geissler. Die Pro Helvetia wie auch chinesische Germanisten hatten nun also Karl Kloter als repräsentativen Vertreter schweizerischer Arbeiterliteratur anerkannt - nicht nur nach meiner Meinung mit sehr guten Gründen. Eine vergleichbare Chronik eines Arbeiterlebens in der Schweiz, über die Krise der zwanziger und dreissiger Jahre, die Kriegs- und Nachkriegszeit einschliesslich der sogenannten Hochkonjunktur gibt es in der Schweizer Literatur der letzten fünfzig Jahre tatsächlich nicht. Wenn sich damals viele meiner Studienkollegen aus dem Fach Literatur, die sich im Geist von 1968 für linksstehend hielten, um Kloter nicht kümmerten, so wohl auch deshalb, weil sie sich für den Arbeiter nur als Objekt, zum Beispiel als Objekt der Ausbeutung interessierten, nicht hingegen für den Arbeiter als Subjekt. Ein selber denkendes, irrendes, gewissenhaftes, hassfähiges und je nachdem gläubiges oder ungläubiges Subjekt. Es lässt sich von keinen noch so rechtgläubigen Ideologen seine angeblich wahren Interessen aufschwätzen.

Karl Kloters Stellung in der Literaturgeschichte hat sich indes seit seinem Tod spürbar verbessert. Das eindrücklichste Indiz ist der im Mai 2009 vom Schweizer Literaturarchiv und dem Verlag der „Neuen Zürcher Zeitung“ herausgegebene Band: „Werner Weber - Briefwechsel des Literaturkritikers aus sechs Jahrzehnten“. Hier sind die Briefwechsel des bedeutendsten Schweizer Literaturkritikers der letzten 50 Jahre zum Beispiel mit Frisch, Dürrenmatt, Hugo Loetscher, Hermann Burger, Reich-Ranicky zu finden, dem Philosophen Gadamer, den genialen Dichtern Paul Celan, Nelly Sachs, Thomas Hürlimann, und - man traut seinen Augen nicht - der Briefwechsel mit dem scheinbar kleinen und unbedeutenden Karl Kloter abgedruckt. Und zwar ist dieser Briefwechsel, wie schon die seinerzeitigen Auseinandersetzungen Kloters mit Hermann Hesse, keineswegs im Vergleich zum Austausch mit den weit prominenteren Autoren weder langweilig noch gar belanglos. Auch hier findet Literaturgeschichte statt, und wie in der Werkstatt aussergewöhnlich konkret. Werner Weber schreibt am 22. September 1948, also eine Woche, bevor Martha Kloter ihrem Mann die grosse Marx-Biographie schenkte, so kritisch wie nur möglich:

Von rechts nach links:
Dr. Pirmin Meier, Arbeiterschrift-
steller Sergio Giovannelli
und Karl Kloter-Verleger Al'Leu.



Foto © Martina Leu

„Sehen Sie das Gedicht an - und erschrecken Sie nicht. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: opfern wir die zwei ersten Strophen und suchen wir einen neuen, bessern Titel. Die Kürzung macht das Ganze dichter und die billigen Reime (die auch in den noch bleibenden Strophen nicht gezeugnet werden können) sind um zwei Fünftel gemildert. Ich freue mich über den ehrlichen Erlebnishintergrund der Verse und hoffe, hingebende Arbeit, harte Kritik möchten Sie auch zu formaler und sprachlicher Reife führen.“

Also ‚harte Kritik‘ statt mildernder Umstände, im Ton ein bisschen herablassend („opfern wir die zwei Strophen“) gegenüber dem schreibenden Arbeiter. Dieser erwies sich denn auch dem Kritiker gegenüber als dankbar. Am 27. August 1949, als die erste Publikation „Fabeln und Gedichte“ in den Druck ging, schrieb er an den Meister unter den Kritikern:

„Es gibt heute nur wenig Menschen mehr, die Wort halten. Wenn man nun nach vielen Enttäuschungen einem begegnet, der hält, was er verspricht, so macht das Freude. Erlauben Sie mir, geehrter Herr Dr. Weber, dass ich Ihnen herzlichen Dank sage, dafür, dass Sie genau eine Woche nach unserem Zusammensein Ihr Versprechen eingelöst haben. Ich hoffe, meine Arbeiten mögen, wie Sie selber erwarten, immer besser werden. So dass der Schmetterling, von dem Sie sprachen, an Farbenpracht und Klarheit immer zunehme.“

Über die Brennesseln im Schrebergarten ist dann tatsächlich dann und wann ein Schmetterling geflogen, wie wir es der oben zitierten Meistererzählung „Schattenwurf“ entnehmen können. Und eben ohne mildernde Umstände. So wie der proletarische Stolz es Karl Kloter verboten hat, für den Arbeiter zum Beispiel in Sachen moralischer Beurteilung oder auch vor Gericht „mildernde Umstände“ zu fordern. Genau das sollte doch den Unterschied ausmachen zwischen dem, der fast nichts hat und dem unverschämten Abzocker, dass dem Arbeiter als sein letztes Kapital der genannte gut kleinbürgerliche Anstand nicht abhanden gekommen zu sein scheint. In dieser Hinsicht dachte Kloter nicht marxistisch, sondern idealistisch im Sinn seiner Vorbilder Tolstoi, Thoreau, wohl auch Robert Grimm, der am Sagenrain in Wald in einer Fabrik mit eingebautem Gottesdienstraum aufgewachsen ist.

Mag die Geschichte nach Karl Marx als Geschichte von Klassenkämpfen gelten, Karl Kloter benötigte weder Feindbilder noch mildernde Umstände, weder betreffend Kapitalisten noch betreffend diejenigen, die man gegen Ende des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz jeweils im Morgengrauen an einem versteckten Ort als

Sündenböcke erschossen hat. Mit blossen Feindbildern kann man weder vernünftige Politik machen noch später die Geschichte angemessen schreiben. So scheint es Kloter zum Beispiel auch mit den sogenannten Landesverrättern der Schweiz, hingerichtet bei Hergiswald ob Kriens, gehalten zu haben, andeutungsweise dargestellt im Sammelband „Restbestände“ (Edition LEU), so in der Erzählung „Suchen“ und meisterhaft in der skizzenhaften Kurzgeschichte „Der Japaner“, benannt nach einem Tornister mit einem der japanischen Flagge ähnlichen gescheckten Kalbsfellüberzug. Es geht hier um einen Dienstkollegen, den man seinerzeit als Nazi aus seiner Einheit weggeführt, aber im Gegensatz zu anderen Landesverrättern nicht hingerichtet, nur lebenslänglich geächtet hat. Der Erzähler begegnet ihm im Wald. In demselben Wald, wo er mit dem ehemaligen Nazifreund einst Dienst leisten musste:

„Langsam drehte ich mich um, und schon eilte ich zurück bis an die Wegbiegung,... da sah ich ihn, wie er mühsam, den Oberkörper mehr auf das gesunde Bein verschoben, seine Haue der Rinne entlang zog, die quer über den Weg führte. Hin und her zog es seine Haue. Zweimal. Dreimal. Immer hin und her. Und mir schien, der Mann sei nun dazu verurteilt, sein ganzes Leben lang die Spur seiner unglücklichen Vergangenheit zu verwischen.“ Die atmosphärisch dichte Erzählung aus Al'Leus Sammlung „Restbestände“ steht von jeder

billigen Versöhnlichkeit ebenso weit entfernt wie von einer noch billigeren Unversöhnlichkeit, sie bewegt sich bis dorthin, wo alle Gegensätze sich auflösen.“ Ein Stück für das Lesebuch.

Diesen heiligen Ort, „wo alle Gegensätze sich auflösen“, gibt es beim Atheisten Karl Marx zweifelsohne nicht. So wie nun halt mal Karl Kloter, wie Grossrätin Astrid Andermatt in ihrer Rede in der Kirche Lengnau ausgeführt hat, bei der „Internationalen“ die Stelle jeweils nicht mitgesungen hat, dass kein Gott uns weder helfen noch uns retten könne. Kloter war gewiss nicht der einzige religiöse Sozialist, aber einer der glaubwürdigsten. Am Gedankengut von



Karl Marx scheint ihm, wie nicht wenig mystisch veranlagten Menschen, der Gedanke der „Entfremdung“ wesentlich geworden zu sein. Darüber musste er sich nicht theoretisch auslassen. Kannte er doch die Bäckerweihnacht. Diese hat in der deutschen Literatur garantiert niemand besser beschrieben als der ehemalige Bäcker aus Lengnau in seinem Erstlingsroman „Markus.“ Die verdienstvolle Neuausgabe dieses Buches verdanken wir Hanspeter und Karin Marty von Engi im Kanton Glarus:

„Er hockte in einer Ecke, müde, zerrissen, teilnahmslos. Einer, der sich mühte, die Augen offen zu halten, den Glanz der Kerzen zu sehen, den Sinn der Gedichte zu begreifen. Der sich anstrengte, das ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘ so innig zu singen, wie er es zu Hause neben dem rauchigen Ofen gesungen hatte. Es gelang ihm nicht. Er wurde nicht warm. Er empfand nicht mehr den Zauber von damals; jetzt war alles leer und öde. Ein Schatten lag über all dem, das Licht drang nicht mehr bis zu ihm: zu Markus oder Otto, zu dem Lehrling Fritz oder dem Oberbäcker. Es kam nicht auf den Namen an.

Alle diese Bäcker, diese Nachtschatten, diese Hungerleider an Schlaf, hockten zu dieser Stunde in ihren Stuben. Sie schauten nach der Diele, wo sich der Schatten der Tannzweige abzeichnete. Wohl hörten sie die Lieder und Gedichte, aber es klang ihnen wie aus einer anderen Welt, in der es lauter ausgeruhte Menschen gab, die einem einmal lieb gewesen, mit denen man einmal ein Stück Birnwecken feierlich geteilt hatte. Menschen, die einen jetzt nichts mehr angingen, die einen nicht mehr verstanden.

Nach Neujahr wurde es dann wieder besser. ... Da konnten sich die dort unten für ein paar Wochen wie Menschen fühlen. Die Arbeitszeit schmolz auf zehn Stunden zusammen. Die Müdigkeit floh für eine Weile aus den Gliedern. Die Bäcker erwachten aus ihrem schweren Krampf. Ihr Geist wurde klarer, und sie schauten einander an, als wollten sie sagen: 'Ach, grüss Gott, so bist du auch noch da.' Jetzt krochen sie ein wenig ans Licht wie Maulwürfe, die im Frühling aus ihren Gängen an die Oberfläche kommen.“

„Der dort unten“ - auch der Titel einer Erzählung aus Karl Kloters später Veröffentlichung „Irrwege und Heimwege“, bei allen lobenswerten Verdiensten seines damaligen Verlegers publizistisch und politisch am falschen Ort erschienen.

Karl Kloter: Arbeiter - Schriftsteller - Lengnauer. Wenn nach Kurt Guggenheim die Dorfpoeten zu den unentbehrlichsten Schweizern

gehören, so ist es keine Verniedlichung, Karl Kloter abschliessend als Heimatschriftsteller des Surbtals zu würdigen. Hier spielt ein Roman, den man auch einem jugendlichen Publikum als Lektüre jederzeit zumuten dürfte: „Martin Konvent“, ein Turner-Roman, der uns in die Zeit zurückführt, da noch vor den Radfahrern und Skisportlern und sogar noch vor den Fussballern im Dorf, im Kanton und in der Schweiz die Kunstturner als die grössten Sporthelden galten. Karl Kloter war diesbezüglich mit Weltmeistern und sogar Olympiasiegern bekannt und befreundet. Selber brachte er es, mit den Trainingskapazitäten eines Bäckers, als Kranzturner nur in die regionale Spitzenklasse. Nichtsdestotrotz und erst recht ist die Darstellung des Dorf mobs, einer Einstellung zum Sport, die Kloter als „mit dem Maule turnen“ charakterisiert, hochbewegend und eigentlich immer noch aktuell. In der Darstellung eines Kollektivs, seien es nun die Bäcker oder die Turner, erreicht der Arbeiterschriftsteller seine Meisterschaft im sozialen Realismus. Glücklicherweise gibt es noch den Dorflehrer, im Roman „Binder“ genannt, nach dem bekannten Geschlecht aus dem Dorf Baldingen. Dieser versteht es, den durch den Erwartungsdruck der „Maulturner“ gebeutelten Martin beinahe wie ein weiser Trainer aufzurichten und ihm den Weg zu weisen: „Du bist ein Einfacher, Gerader. Bleibe so! Bleibe so!“

Heute haben wir Karl Kloter nicht nur als „treuen Menschen“ zu würdigen, wie ihn Hermann Hesse gelobt und zugleich ein bisschen verniedlicht hat. Karl Kloter war für Lengnau, für den Aargau, für die Städte Luzern und Zürich und letztlich für die Schweiz ein Jahrhundertchronist. Gewiss kommt es auch in der Schweiz auf die grossen Dichter an. Aber ohne die kleinen, die Dorfpoeten, in den Städten und auch noch anderswo die schreibenden Arbeiter, wüssten wir in mancher Beziehung nicht, was wirklich Sache ist. Die Würdigung von Karl Kloter, wie wir sie heute begehen, in einer Kirche, wie es sich für einen der treuesten Gläubigen seiner Generation gehört, und endlich auch mit der Partei, der er sein Leben lang die Treue gehalten hat, war und ist überfällig.

1942–2012

70 Jahre

ZSV

Zwischen Orient und Okzident

Von Rolf Dorner

Geschichten aus 1001 Nacht faszinierten Katharina Redmann schon früh. Später gab sie diese Erzählungen an ihre Tochter weiter. In Kairo lernte Redmann Arabisch.

Heute unterrichtet sie diese orientalische Sprache am «ArabiKalam», ihrer eigenen Schule in Zürich. Zweimal jährlich lebt die Autorin in Luxor oder Kairo, um ihre Sprachkenntnisse zu optimieren, Freunde zu treffen und um vor Ort den orientalischen Alltag zu erleben.

Wie bereits in ihren früheren Publikationen, ist Katharina Redmann auch in «Zwei Schuhe – ein Schritt», ihrem neuesten Werk, zwischen Orient und Okzident unterwegs. Die Buchvernissage fand in

Luxor statt.

«Zwei Schuhe – ein Schritt»
Dem Schicksal können Sie
niemals entrinnen...

Und wie in ihren Gedichten in «Brennpunkt» oder den Kurzgeschichten in «Der Alltag im Kaffeesatz» und «Sindbadas erste Reise», sind es immer

wieder Brücken zwischen Abendland und Morgenland welche die Autorin für uns schlägt und damit zwischen arabischer und westlicher Kultur vermittelt.

Im ersten Text, der Kurzgeschichte «Der Arabischschüler», will ein erwachsener Europäer unbedingt Arabisch lernen, freiwillig, ohne Zwang. «Das lerne ich überhaupt nie!» stöhnt der Mann immer wieder und klagt die wunderbare Sprache an, die ihm so kompliziert vorkommt. Schliesslich durchschaut die erfahrene Pädagogin die Beweggründe ihres Schülers. – Man darf davon ausgehen, dass Katharina Redmann hier auf eigene Erfahrungen zurückgreifen konnte.

Können wir unserem Schicksal entrinnen? Was ist Vorsehung und gibt es diese überhaupt?

In der Geschichte «Schicksal unentrinnbar» zeigt sich ein Mann im Gespräch mit einer Frau davon überzeugt, dass es keine Macht und keine Kraft ausser Gott gibt. Die Frau, die im Laufe der Jahre gelernt hatte, wie wichtig es war, ihr Leben selber in die Hand zu

nehmen, zweifelte, ob es sich wirklich so verhielt. Die Diskussion brachte den Mann kein Jota von seiner Meinung ab. Eine «wahre» Geschichte soll seine Ansicht untermauern: Vorsehung? Zufall? «La howla walla quwa illa billah – dem Schicksal können Sie niemals entrinnen...»

In «El Maktoub», der folgenden Geschichte, annullierte eine Kundin ihre Flugreise nach Ägypten nach dem schrecklichen Terroranschlag in Luxor und buchte eine Reise nach London. Trotz mehrerer Abmeldungen und Umbuchungen wurde die Rundreise durch das Land am Nil durchgeführt und die Reisegesellschaft flog wohlbehalten in die Schweiz zurück.

Der letzte Satz der Geschichte: «Wenn Ihre Zeit gekommen ist, können Sie hingehen wo sie wollen. Sie können nicht ausweichen. Das ist Vorsehung.» – Nach dieser nachdenkenswertem Erzählung

wird der Leser seine eigenen Schlüsse ziehen (müssen).

Der nächste Text beschreibt Frauen in der Wüste. Die Männer sind weit weg mit den Touristen; sie müssen das Brot verdienen für ihre Familie.

«Die Frauen in der Wüste / sie liegen zur Nacht / wie lechzendes Land / brach liegendes Land / nur kurz gepflügt bei seinen seltenen Besuchen... » beginnt ein eingeschobenes Gedicht.

Während die Männer in den Luxushotels wie Prinzen betrachtet werden, bleiben die Frauen wartend zurück.

«Aber die Frau in der Wüste... / niemand spricht von ihr / ihre Stimme verhallt ungehört/ über den endlosen Weiten des Sandes / am Wüstenhorizont.»

Kommt der Mann zurück, wird er gefeiert als grosser Held. Er hat schöne Kleider und eine Uhr. Die Frau in der Wüste klagt nicht. Er wird sich an sie drängen, heiss vor Begierde.



Kathrina Redmann

Zwei Schuhe – ein Schritt

52 Seiten, CHF 10.--, EURO 8.--

Bezug bei:

arabikalam@bluewin.ch

ISBN 978-3-033-02863-0

Der eine ruft von der Moschee zum Gebet. Ein anderer wurde ein Dieb. Ein Lehrer fährt die halbe Nacht ein Taxi. Die eine ist Tänzerin, die andere Dienstmädchen. – Von Gegensätzen handelt eine weitere fassettenreiche Geschichte und von Sehnsüchten nach einer besseren Welt.

Dann begegnen wir Mustafa, der nach Feierabend in einem Hotel das Telefon hütet um zu überleben, nachdem er tagsüber auf einer Radioredaktion gearbeitet hat.

Szenenwechsel! «Was macht denn der hier? Woher kommt er? Der will wahrscheinlich in der Schweiz bleiben, der Schmarotzer! Und wir können mit unseren Steuergeldern seine Lederjacke bezahlen.» – Was Mahmoud widerfährt ist leider allzu bekannt...

SIDI ABDEL ASSAR VON EL HAMA, eine aussichtslose Liebesgeschichte, hat die Autorin nach einem Lied von Mani Matter nachgedichtet.

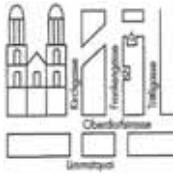
Laura war die schönste von drei Schwestern. Warum es gerade ihr nicht gelang, einen wohlhabenden Mann für sich zu gewinnen, wird nicht verraten. In «Laura» wird das Rätsel gelöst.

«Respekt und Menschenliebe glitzern zwischen den Zeilen, das tiefe Bedürfnis zu verstehen dringt durch und überträgt sich auf die Lesenden», schreibt eine Kritikerin treffend über «Zwei Schuhe – ein Schritt».

Die Texte des Bändchens sind anschaulich und eher knapp gehalten. Wesentliches dominiert. Stimmungsreiche Gedichte bereichern das Werk.

Verschleierung

Manchmal / bin ich es müde / mein Gesicht in die Welt zu tragen / ohne Schutz / zur Schau gestellt fremdem Wandererblick / der meine Furchen betastet / wie ausgetretene Pfade / schmerzende Spuren / sinken / des Abends / in den Traum / orientalischer Verschleierung.

<i>Galerie Franken- gasse</i>	Lisbeth Meier	
	Bilder · Zeichnungen · Skulpturen	
	31. März bis 21. April 2012	
	Galerie Frankengasse	
	Frankengasse 6 im Oberdorf, Zürich	
	Öffnungszeiten: Di - Fr 14.00 - 18.00 Uhr, Sa 12.00 - 16.00 Uhr Vernissage: 31. März 2012, 17.00 -19.00 Uhr Einführung: Al'Leu	

Visionen aus Eis

von Al'Leu

Fotos und Lyrik. Zwei Ausdrucksformen zum selben Thema, mit höchst verschiedenartigen Darstellungseigenschaften.

Das ist grundsätzlich problematisch: Handelt es sich um einen Bildband mit erklärender Lyrik, oder sucht die Lyrik im Foto gar eine visuelle Gehilfe? Oder sind beide einfach zu schwach um eine eigene Autonomie zu entwickeln?

Ihre Fotografien zeigen blaudurchdrungene Kristallwelten. Die ihnen gegenübergestellten Texte vermeiden durch ihre aphoristische Dichte mögliche Eindimensionalität.

Bei Helena Aeschbacher-Sineckàs Fotografie- und Gedichtsammlung „Eisbilder“ sind solche Bedenken nicht nötig. Ihr Buch ist ein Bei-

spiel dafür, dass der oben angekündigte bildnerisch-literarische Kollaps auch ausbleiben kann.

Ihre Fotografien zeigen blaudurchdrungene Kristallwelten. Die ihnen gegenübergestellten Texte vermeiden durch ihre aphoristische Dichte mögliche Eindimensionalität. Sie sind Konglomerate aus Poesie, Empathie und Intuition. Das Blau versetzt uns in einen Zustand des Träumens. Diese Farbe stimmt sehnsüchtig, wirkt beruhigend und führt zweifellos zu einer Sicht nach Innen. In der Symbolik verkörpert Blau das „weibliche Prinzip“.

Alle „Eisbilder“ in diesem Buch wurden am Kappeler Klosterweiher aufgenommen. Sie entstanden in einen Zeitraum von zehn Jahren. Eine Zeitpanne die von einer intensiven Auseinandersetzung mit der Thematik zeugt. Helena Aeschbacher - Sineckà liess ihrer Intuition auch den notwendigen Raum für die situative Wahl ihrer Motive, die sie als „Bilder aus der Ewigkeit“ versteht.

In den Fotos und in den Texten zeigt sie eine Poesie formaler und inhaltlicher Bezüge. Die in ihren Bildern festgehaltenen Manifestationen der Natur wandeln sich zu Interpretationskonzentraten über Werden und Vergehen.

Es ist immer wieder das Blau, das sich aus einer Welt der Texturen, Tonwerten und Spiegelungen selber erschafft. Die mythischen und ikonographischen Assoziationen dieser faszinierenden Farbe führen nicht nur zu den malerischen Topographien und Qualitäten des

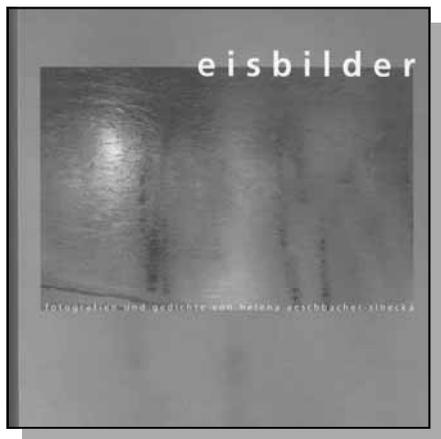
Informell und des Tachismus, sondern verweisen in die Weite des altägyptischen Reiches, wo das „Totenbuch“ von Horus berichtet, dem falckenähnlichen Sohn von Osiris, der das Böse vernichtet: „Er erscheint am Himmel und sein Oberteil ist aus blauem Stein“. In der damaligen Zeit wurden auch Frauenfiguren mit einer blauen Lasur überzogen. Eine Handlung, die Schöpfung und Erneuerung des Lebens verkörperte.

Die symbolische Energie der Farbe „Blau“ führt uns über die Madonnenbekleidung des Mittelalters zur berühmten „Blauen Blume“ von Novalis, welche in der Romantik zum Inbegriff des Aufbruchs, dem Finden des eigenen Glücks und des persönlichen Lebenssinns wurde.

Collagenhaft manifestiert sich irgendwo in der Bilderwelt

von Helena Aeschbacher-Sienekà eine Uhr in den Spiegelungen des Eises. Dies kündigt vom chiffrierten Infragestellen des Zeitlichen. Baumkonturen entgleiten rhythmisch ihrer vegetativen Architektur. Das Licht und die Transparenz des Eises spielen gegenseitig mit dem Variationspotenzial ihrer Tonwertqualitäten. Hell und Dunkel schaffen die Illusion eines mächtigen Eisdomes. Lichtöffnungen erinnern an mögliche Wege zur Lichtmystik. Spiegelungen drehen traumartig die Landschaft auf den Kopf. Unterwasserwälder und sturmgepeitschte Vegetation sind festgefroren in diesen Eisbildern: „fragen und antworten / erstarren in der stille // die kalte weite / exil und heimat zugleich“.

Die Fotografien und die Lyrik von Helena Aeschbacher-Senekà führen in die Innerlichkeit, ohne das Diktat eines Weges. Für die Einfühlsamen sind sie Spiegel für die Seele und „zeichen im eis / botschaft / aus einem fernen land“...



Helena Aeschbacher-Sienekà

eisbilder

Fotografien und Gedichte
68 Seiten, gebunden, CHF. 20. --

ISBN 978-3-907635-15-5

Bezugsadresse: Paul Jenni

Höllbündenstrasse 16

CH-8964 Rudolfstetten

pljenni@bluwin.ch

Fremde Märchenbilder

von August Guido Holstein

Ein schmales Bändchen, mit Dunkelrot und Gold. Will gelesen, will besprochen sein.

Fünzig Seiten für ein Märchen, welches sogleich die Frage nach dem Guten und dem Bösen aufwirft, gebieterisch. Wir lesen: „... dem Einfluss himmlischer Körper von der dunklen Seite zufallen.“

Sie versammeln sich neben Wäldern
und Flüssen, um den Einfluss des Bösen
zu mildern.

– Da existieren demnach Mächte ausserhalb, die auf uns Menschen einwirken können, gute und

schlechte. Man bemerkt sogleich, dass die Autorin von einer anderen Kulturregion zu uns gekommen ist, wenn es etwa heisst:

„Die Weisesten unter den Weisen, man nannte sie Grossväter.“ Sie versammeln sich neben Wäldern und Flüssen, um den Einfluss des Bösen zu mildern. Positiv und negativ treten verstreut auf: Der König im Märchen ist gut, sein Sohn schlecht. Dazu ein Hirtenjunge, dem sein Vater ein Schaf geschlachtet hat. Man muss sich mit Fleisch stärken; aber dabei schwindet die Barmherzigkeit. Dies die Meinung der Weisen. Und nun wütet der üble Königssohn als Jäger im Wald mit grösserem Blutzoll als beim Schaf. So schlimm gebärdet er sich, dass alle Waldgeister für eine Aussprache deswegen sich zusammenfinden. Sie sprechen die Strafe aus: Der Prinz soll kleiner und kleiner werden, schrumpfen bis zum Käfer. Seine typische Reaktion wie dieser Vorgang einsetzt: Er bestraft deswegen die Handwerker, die alles zu gross hergestellt haben. Eine Metamorphose fand statt, aber auch zum Guten bei dem einstigen Bur-schen.

Ein Schwanken in dieser Geschichte zwischen Märchen und esothe-rischen Vorstellungen oder Erfahrungen. „Doch wenn du deinen Wunsch aussprichst, kann er beginnen, sich zu verwirklichen. Und wenn du deinen Kummer jemandem anvertraust, ist er nicht mehr dir, sondern sucht sich dann ähnliche Wellen und Schwingungen, um sich mit ihnen zu vereinen ...“- Aber wie in manchem Märchen üblich, wird in die Welt gereist, um etwas zu finden, hier Liebe

anstatt Gier sowie Leidenschaft und Selbstsucht. Erfolglos. Aber die Reisenden ziehen ihren Roten Faden durch die Welt als ein Vorbild. Ein Weisheitsmärchen? Könnte man es den Kindern vorlesen? Wohl kaum. Es spielt zu stark mit den Zuständen in dieser Welt, mit den Ausstrahlungen in Wellen und Farben, welche die Menschen normalerweise nicht wahrnehmen können. Es bleibt eine Nachdenklichkeit über die Wirkungen von Handlungen, Gedanken und Gefühlen, über Dinge, die über unsere Wahrnehmung hinausreichen. Sprachlich sehr einfach, keine literarische, sondern eine Mitteilungs-Sprache. Zeichnungen schaffen eine entsprechende Atmosphäre.



Samanta Begmann Karabeg

Der letzte Prinz

Märchen

50 Seiten, mit Illustrationen

CHF 10.--, EURO 10.--

Dhira Verlag

ISBN 978-3-905869-34-7

Im längeren Nachwort der Hinweis über den in Bosnien, Heimatland der Autorin, noch immer verwurzelten manichäisch-zoroastrischen Dualismus vom ewigen Kampf zwischen dem Guten und Bösen. Aber: „Das

Leid bringt das Glück hervor, aber nur dann, wenn man für sich und für andere nach dem Glück trachtet.“ Interessante Gedankengänge, die Märchenbilder in einer Mischung von üblich und unüblich für uns. Die Lektüre ein Abenteuer, wie in einer fremden, seltenen Sprache, obwohl man doch alles versteht.

Gefühle und die Strenge der Sprache

von Al'Leu

Bis ins späte 20. Jahrhundert erschienen gereimte Gedichte als rückwärts gewandt, veraltet und formalistisch. Eine Auffassung, die schon zu Goethes Zeiten zu keimen begann und die auch heute noch von der Mehrzahl der Lyriker und Lyrikerinnen mit voller Überzeugung vertreten wird.

Trotzdem reizt es erstaunlicherweise immer wieder zeitgenössische Dichter, mit der gebundenen Form und der sprachlichen Strenge zu experimentieren und sie in ihren Texten anzuwenden. Erinnert sei nur an den Ostschweizer Reinhard Genner und an den Kärntner Johannes Golznig, welche beide mit unterschiedlichen stilistischen Mitteln und literarischer Aussagekraft den Reim für ihre ganz und gar gegenwartsorientierte Lyrik verwenden. Gebundene Formen im Gedicht sind heute zumindest wieder diskussionswürdig geworden. Und im Sinne der regelbrechenden und ideologieaufweichenden Postmoderne eine mögliche dichterische Option...

Auch die Gedichtsammlung „In meinem Wort wirst du Blume sein“ von Paulina Frick-Müller ist ein klares Bekenntnis zur gebundenen Form. Ihrer Lyrik fehlt weitgehend Zeitlichkeit im politischen, historischen oder gesellschaftlichen Sinn. Ihre Gedichte sind

Der Reim ist für Paulina Frick-Müller nicht nur begleitende Sprachmelodie, sondern wirkungsvollstes literarisches Stilmittel.

Ausdruck des persönlichen Erfahrungshorizonts, der vor allem durch die Schönheit und die Lebenskraft der Blumenwelt, aber auch durch die faszinierenden Erlebnisqualitäten, welche die Natur in ihrem Wandel zwischen Wachstum und Vergehen hervorbringt, gebildet wird.

menwelt, aber auch durch die faszinierenden Erlebnisqualitäten, welche die Natur in ihrem Wandel zwischen Wachstum und Vergehen hervorbringt, gebildet wird.

In ihren Gedichten bringt Paulina Frick-Müller nicht nur die überwältigende Formenpracht und Vielfalt des vegetativen Seins zur Sprache, sondern entfaltet ein ganzes Panorama an Empfindungen, poetischer Stimmungen und verinnerlichtem Erleben. Aber auch mythische Komponenten sind anwesend. Beispielsweise das Gedicht „Unnennbares“:

„Es kommt die Nacht / mit ihrem sanften Neigen / in mein Bewußt-
sein, den Verstandesort, / und nimmt mich / in verheißungsvollem
Schweigen / mit ihrem Willen hin zum Ziele fort. // Ich folge ihr /
gehorsam auf dem Fusse / ins strahlendhelle wundersame Licht, /
wo mir die ernste Stimme / lieb zum Grusse / so unnennbar schöne
Worte spricht. // Ich höre sie / mit vierundzwanzig Ohren, / ich
sehe sie mit tausendfachem Blick, / doch jäh ist's Tag! / Die Worte
sind verloren, / in weher Sehnsucht bleibe ich zurück...“

Der Reim ist nicht nur begleitende Sprachmelodie, sondern er-
scheint Paulina Frick-Müller als das wirkungsvollste literarische
Stilmittel, um der Leserschaft ihre persönliche Erlebnisvielfalt opti-
mal zu vermitteln. In ihren Gedichten spürt man das dichterische
Verlangen, mittels Sprachsymmetrie eine emotionale Synchronisa-
tion mit dem Dargestellten zu erreichen.

Formschönheit erzeugt die Lyrikerin durch subtile Wechselspiele
von zwei getrennten Erfahrungsebenen, dem realen Erleben und
der lyrischen Empfindsamkeit.

Paulina Frick-Müllers Gedichte „Zeit der Tulpen“, „Blume“ und
„Herbstgedanken“ sind Beispiele, wie sich reale Naturerscheinun-
gen zu vielschichtigen Sinnbildern verwandeln können. Ihre Cha-
rakteristik nährt sich an jener Kraft, die echte Vielfalt, Entwicklung
und Reife schafft.

Es gibt wohl kaum eine klarere Charakterisierung des Verses, wel-
che mit der Lyrik von Paulina Frick-Müller konform ist, als dieje-
nige von Wolfgang Kayser. Sie stammt aus seiner legendären Vor-
lesung über „Die deutsche Verslehre“ an der Universität Lissabon:

„Gerade im Vers spüren wir am sinnfälligsten die Gegenwart einer
Ordnung. Es sind nicht nur ganz neue Betonungen da, die wir vor-
her nicht wahrnahmen: wir hören jetzt eine Regelmäßigkeit. Die
Betonung kehrt in fast gleichen Abständen wieder, wir hören sie
sozusagen im voraus, wir erwarten, wir verlangen sie. So sehr le-
ben wir schon im Bann jener Ordnung, die den Vers beseelt. Tat-
sächlich beruht hierin das Eigene im Wesen des Verses und der
grundsätzliche Unterschied zu aller Prosa: daß die Betonungen in
nahezu regelmäßiger Abfolge wiederkehren...“

An anderer Stelle verweist Wolfgang Kayser auch darauf, daß das
Nachempfinden von Versen an Wesenszüge unserer menschlichen
Natur gebunden sei. Nur weil wir glauben, die in ihnen enthaltene
Ordnung schon irgendwie in uns zu tragen, entwickeln Verse ihre

Faszinanz. Sie entführen ihre Leserschaft in die geordnete Welt der gebundenen Sprache, in der das Einformen und das Einfügen zur regelgerechten Kunst wird und in ihr so etwas wie das ideale sprachliche Echo der gewürdigten Motive entsteht.

Obwohl Paulina Frick-Müller die gebundene Form bevorzugt, beweist sie mit zahlreichen Gedichten, für die „Damals“, „Heimliche Freude“ „Ewiger Sommer“ und das folgende Gedicht „Vertrauend“ hier stellvertretend erwähnt sind, daß sie auch eine substantielle Begabung für die freie Poesie hat:

„ Was immer auch / geschieht / und geschehen wird / in meinem Leben: / Ich schmiege mich / an den Flügeln der Hoffnung / und warte im Vertrauen / auf sicheren Wind.“



Paulina Frick-Müller
**In meinem Wort
wirst du Blume sein**
Gedichte
165 Seiten, CHF 23.50
ISBN:978-3-8372-0880-1
Frankfurter Verlagsgruppe

Bekannte Lyriker
wie
Johannes Golznig
aus Kärnten und
Reinhard Genner
aus der Ostschweiz
experimentieren
mit den
Möglichkeiten des Reims in der zeitgenössischen Dichtung



Der Weg zurück zum normalen Leben

von August Guido Holstein

Rolf Dorners neues Buch ist keine Ereignis-Geschichte, jedoch ein Ereignis löst einen Zustand aus, schockartig, der wieder überwunden werden muss, soll das Leben sinnvoll weitergehen.

Eine Geistesgeschichte? – Das Aufzeigen eines Pfades, der von der Dunkelheit wieder ans Licht führt. Auf diesem Weg stehen die Enkel des Mannes mit ihren Anliegen aus dem Deutschunterricht und diese wollen vom stets hilfsbereiten Könner beantwortet werden. Sie erwecken Erinnerungen an die eigene Jugendzeit. Roland Dornauers Thema über der schwarzen Ausgangsfolie: Die Bücherwelt, seine und neu auch die seiner Enkel. Damals der Robinson – dieser auch eine Art Robinson, der wieder die Lebensküste finden musste. Aus seiner Inselvereinzelnung heraus, nachdem das Schiff untergegangen war, konkret hier, nachdem seine Frau nicht mehr am Leben war. Ein zeitlicher Glücksfall, Gnade der Zeit: Die Enkel im gleichen Entwicklungssegment wie der jetzt Angeschlagene früher in seiner Jugend. Das hebt ihn empor und zerreisst schliesslich seine Trauerlethargie. Viel Autobiographisches, ein Bekenntnisbuch, das die Lesenden aber nicht in Schwärze hüllt, sondern in

dem
Moment zu be-
berichten beginnt,
wo die ersten
Sonnenstrahlen
wieder durchbrechen.
Anders
gedreht heisst es
auch hier: Wie
meistere ich meine Tage alleine? Wie gewöhne ich mich an die neue Situation? Aber da waren noch lange Ängste und Träume abgelagert im Bewusstsein.

Ein Bekenntnisbuch, das die Lesenden
aber nicht in Schwärze hüllt, sondern in
dem Moment zu berichten beginnt, wo
die ersten Sonnenstrahlen wieder durch-
brechen...

meistere ich meine Tage alleine? Wie gewöhne ich mich an die neue Situation? Aber da waren noch lange Ängste und Träume abgelagert im Bewusstsein.

Zum Stil des Autors gehört es, von Zeit zu Zeit einen Satz hervorzuheben, ihn quasi über die Türe zu hängen. Zum Beispiel: „Solange wir an Verstorbene denken, sind sie nicht tot.“ Doch dies gehört zur Problematik. Aber wenn die Enkel mit ihm Fotos der

Verstorbenen betrachten, ist dies nicht dasselbe, als wenn er dies alleine unternähme. So entwickeln sich Regeln und Verhaltensweisen. Übrigens der Hinweis, die Fotos zeigten nur glückliche Momente, lässt diese im Gegensatz zum Ist-Zustand aufscheinen.

Reisen nach einem Schicksalsschlag – aber wieder nicht ohne Erinnerungen an früher. Und die Musik im veränderten Zustand? Immer wieder weiss der Autor seine Ausführungen mit Verlautbarungen berühmter Autoren zu verbinden, bei der Musik zum Beispiel mit John Steinbecks „Jenseits von Eden“. „Ich war von Qualen betäubt... Da reichte er mir Musik, flösste sie mir wie Medizin ein ...“ Entrückte Klänge, dann Johann Sebastian Bach, später Mozart. Zum Schluss dieser Ausführungen die quasi Titelschrift „Musik ist ein Heilmittel für die Seele“. Die Themen gleiten wie Perlen über die Seiten, die sich der besonderen Situation stellen. Dabei ist festzustellen, dass die betrachtenden Momente einen

wesentlichen Bestandteil der Erzählung ausmachen. Und dies erinnert wiederum an die früheren Schriften des Autors. Sehr treffend hiess der Titel seines vorgängigen Bandes „Stichworte, Essays und andere Gedankengänge“. Diese sind hier in die Erzählung integriert. Doch der Text kippt im Erzählstrang darauf konkret zur Frauensuche des einsamen Mannes und eröffnet das Komödiantische, um dann erneut zu kippen wie in einem Theater.

Vielleicht gibt es den Begriff „Betroffenheits-Prosa“ noch nicht, doch die Betroffenheit in all dem Schicksalsgeschehen ist oft sehr präsent. Zwei Romane gingen voraus mit dem Hauptgewicht auf Welterkundung, „Zeitgeist“ 1989 und „Restzeit“ 2002. Nun als



Rolf Dorner

Der Weg zum ersten Schritt

Erzählung,

80 Seiten, gebunden, CHF. 22.--

ISBN 978-3-85667-121-1

Edition LEU, Kunst und Literatur

Postfach 1726, CH-8048 Zürich

www.edition-leu.ch

eine Art Epilog dazu die Erzählung „Der Weg zum ersten Schritt“ mit verschobenen Gewichten.

Eine klassische Ausgewogenheit, klassisch in dem Sinne, dass die dunkleren Stellen genannt, aber nicht ausführlich ausgezeichnet werden, selbstverständlich zusammen mit der Besonderheit von Rolf Dorner, zum Beispiel mit den Literaturzitat von Goethe, Hesse, Frisch des so Buchbeflissenen und -wissenden. Im Untergrund auch immer ein Körnchen vom Burschikosen, vielleicht auch als Gegensatz dazu als Ruf von draussen, vom direkten Leben, konkret hier mit den Enkeln. Nach schwerer Krise wird ein neues Kapitel im Leben aufgeschlagen wie in einem Buch, auch in diesem hier.



Illusion und Wirklichkeit

ZSV Jahrbuch 2011

Lyrik und Prosa

108 Seiten · broschiert · CHF 21.--

ISBN 978-3-9523919-0-7

Sechzehn Autorinnen und dreizehn Autoren vom ZSV schreiben mit höchst unterschiedlichem literarischem Temperament und poetischer Eigenart über ihre Erlebnisse und Erfahrungen mit jenen Phänomenen, welche sich in ihrem Dasein zwischen „Illusion“ und „Wirklichkeit“ ereignet haben.



Autoren

Martin Egidius Aebli
Vroni Beetschen-
Russenberger
Olga Maria Braun
Yvonne Domhardt
Rolf Dorner
Walter Ehrismann
Paulina Frick-Müller
Barbara Gaugler-
Straumann
Reinhard Genner
August Guido Holstein
Reinhard Kaul
Erich A. Koch
Marianna Lanz
Al'Leu

Adèle Lukácsi
Margita Osusky
Karlheinz Pichler
Kathrina Redmann
Rita Roedel
Marianne Rudolf
Grete Ruile
Lotty Anita Schellenberg-
Hintermann
Bruno Stephan Scherer
Christa Maria Till
Roswitha Wegmann
Andreas Wieland
Gisela K. Wolf
Rolf Zumbühl
Franz Felix Züsli

Zu bestellen bei:

Verlag ZSV · Blumenfeldstrasse 11 · 8046 Zürich

Tel. 044 312 15 52 · zsv@bluewin.ch · www.zsv-online.ch



Ihr Partner für Drucksachen aller Art!

Offset + Buchdruck

Giesshübelstrasse 106
8045 Zürich
Telefon 044 271 19 23
Telefax 044 272 13 42
info@jrdruck.ch

TATORT ZÜRICH: Wachtmeister Grossenbacher macht einfach weiter!



Res Perrot
Bauernopfer

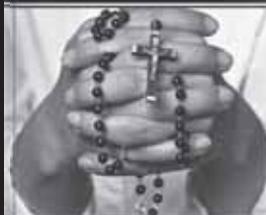
Ein neuer Fall für
Wachtmeister Grossenbacher



LEU

Res Perrot
Wie der weisse Tod

Ein alter Fall für
Wachtmeister Grossenbacher



LEU

Res Perrot
Bauernopfer
Kriminalroman, 2010
265 Seiten, CHF 32,00
ISBN 978-3-85667-091-7

Res Perrot
Wie der weisse Tod
Kriminalroman, 2011
304 Seiten, CHF 32,00
ISBN 978-3-85667-120-4



LEU

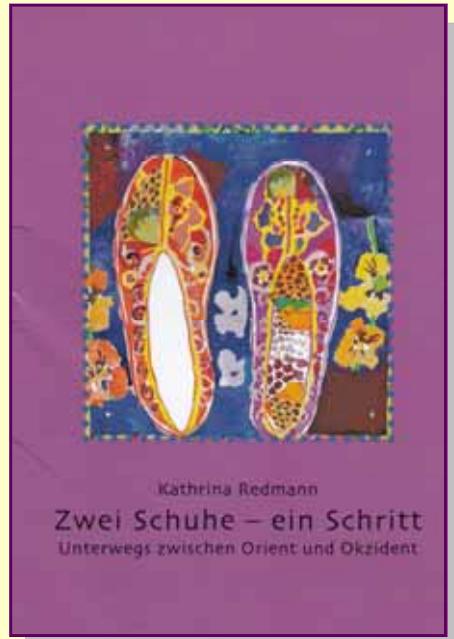
Edition LEU
Kunst und Literatur
Badenerstrasse 133
Postfach 1726
CH-8048 Zürich

T +41 79 639 22 15
F +41 44 810 31 91
info@edition-leu.ch
www.edition-leu.ch

Kathrina Redmann

Zwei Schuhe - ein Schritt

**Unterwegs zwischen Orient
und Okzident**



Kurzgeschichten
51 Seiten, broschiert
CHF 10.-- EURO 8.--
ISBN 978-3-033-02863-0

Vom kulturellen Spannungsfeld zwischen Orient und Okzident, die durch den Umbruch in Ägypten verstärkt im Brennpunkt des Zeitgeschehens stehen, handeln die Kurzgeschichten von Kathrina Redmann.

Zu Bestellen bei:

ArabiKalam · Cramerstrasse 7 · 8004 Zürich

Tel: 043 322 07 93 · sms: 41 79 377 13 21 · arabikalam@bluewin.ch